DIE

ETHNOLOGISCHEN UND ANTHROPOGEOGRAPHISCHEN

ANSCHAUUNGEN

BEI

J. KANT UND J. REINH. FORSTER.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE

AN DER

UNIVERSITÄT LEIPZIG

VORGELEGT VON

JOH. UNOLD.

LEIPZIG

1886.

DIE

ETHNOLOGISCHEN UND ANTHROPOGEOGRAPHISCHEN

ANSCHAUUNGEN

BEI

J. KANT UND J. REINH. FORSTER.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE

AN DER

UNIVERSITÄT LEIPZIG

VORGELEGT VON

JOH. UNOLD.

LEIPZIG

1886.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41545809_0073

„Die Philosophen dieses Jahrhunderts bauten nach einzelnen Sätzen der Reisebeschreiber, welche sie nach Gutdünken für wahr annahmen oder verstellten, Systeme, die von fern in's Ange fallen, aber bei näherer Untersuchung uns wie ein Traum mit falschen Erscheinungen betrügen.

Endlich wurden es die Gelehrten müde, durch Deklamation und sophistische Gründe hingerissen zu werden, und verlangten überlaut, dass man doch *nur Thatsachen* sammeln sollte. Ihr Wunsch ward erfüllt; in allen Weltteilen trieb man Thatsachen auf und bei dem allen stand es um die Wissenschaft nicht besser. Sie bekamen einen vermischten Haufen loser einzelner Glieder, woraus sich durch keine Kunst ein Ganzes hervorbringen liess, und indem sie bis zum Unsinn nach Faktis jagten, verloren sie jedes andere Augenmerk und wurden unfähig, auch nur einen einzigen Satz zu bestimmen und zu abstrahieren."

Mit diesen Worten kennzeichnet *Georg Forster* in der Einleitung zu seiner „Reise um die Welt" (1778—80 in 2 Bänden 4°) jene zwei Hauptrichtungen, welche in der Entwicklung jeder Wissenschaft bald neben, bald nach einander, bald gegenseitig sich bekämpfend, bald gegenseitig sich befruchtend zutage treten: die vorwiegend spekulative und die vorwiegend empirische.

Operiert jede für sich allein, so wird sie, wie der oben zitierte sehr empiristisch gesinnte Zeitgenosse des „philosophischen" Jahrhunderts wohl bemerkte, zu einseitig und ungenügend sich erweisen, die Totalität der Erscheinungen und ihrer Gesetze zu erfassen und darzustellen.

Denn während die letztere, weniger besorgt um den inneren Zusammenhang des Erforschten, in der durch immer

mehr vervollkommnete Hilfsmittel erleichterten Aufdeckung von *Einzelthatsachen* ihre Aufgabe und ihre Freude findet, strebt die erstere vor allem darnach, die *Einheit* und *Gesetzmässigkeit* des Seins und Werdens durch mehr oder weniger gewagte Schlüsse nachzuweisen; während jene bei ihrer verstandeskühlen Objektivität unter der Fülle der Thatsachen wie ein Strom in seinem Unterlauf sich zu zersplittern oder gar zu erlahmen Gefahr läuft, empfängt diese durch die mitwirkenden subjektiven Momente: leidenschaftliches Interesse und kühne Phantasiethätigkeit, stets neue, anregende Impulse und weite, umfassende Gesichtspunkte: so bewirkt und sichert erst die Vereinigung beider Richtungen den ununterbrochenen Fortschritt der Wissenschaft und die wohl fundirte Erweiterung unserer Erkenntnis.

Ein charakteristisches Merkmal nun für die vorwiegend spekulativen Perioden in der Geschichte der Wissenschaft ist, dass allenthalben *der Mensch*, seine Stellung zur übrigen Natur, seine Schöpfungen und seine Bestimmung als Mittel- und Zielpunkt der Untersuchung angesehen und behandelt wird.

Es liegt dies schon in der mehr subjektiven Natur der Spekulation: um die Wissenschaft vom Menschen gruppieren sich die uns nächstliegenden und interessantesten Probleme, die zugleich von der Art sind, dass die Hilfsmittel und Methoden der Empirie gar bald als unzulänglich sich erweisen; so ist denn hier dem für den menschlichen Geist unentbehrlichen, Energie entfaltenden Streite der Meinungen, den mannigfachsten, aussichtsvollsten Analogien und Kombinationen freierer Spielraum gegeben.

Als Beleg dafür, *dass* und *wie* die Wissenschaft vom Menschen, die Anthropologie, in solchen vorwiegend spekulativen Zeitaltern in den Vordergrund tritt und behandelt wird, möge eine kurze Gegenüberstellung zweier derartiger Perioden verstattet sein: nämlich der letzten 3 Jahrzehnte des vorigen und der letztvergangenen Jahrzehnte unseres Jahrhunderts.

Spekulative Perioden dürfen wir beide nennen trotz der nicht unerheblichen Verschiedenheiten, welche sofort ins Auge fallen. Damals feierte die Philosophie, die spekulative

Wissenschaft im *besonderen* Sinne, ihre Blütezeit, kritische und systematische Philosophie wurde als der Gipfel menschlicher Geistesbethätigung angesehen; „philosophisch" nannte sich alles, was als wissenschaftlich im höheren Sinne gelten wollte; „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zu gewinnen, erschien gewissermassen als das höchste und letzte Resultat wissenschaftlichen Forschens und Denkens.

Allein während die Philosophie sich alle Einzelwissenschaften dienstbar machte und der Philosoph als Physiker, Biolog, Ethnolog, Staatsmann und Historiker sich bethätigte, scheint es *jetzt*, als hätten umgekehrt die Einzelwissenschaften die Philosophie ganz und gar in ihren Dienst gezogen philosophische Betrachtungsweise ist jetzt zum Gemeingut der wissenschaftlichen Forscher und Darsteller geworden, und sowenig wie die „Logik" scheint gegenwärtig die Philosophie überhaupt ein streng für sich abgesondertes Gebiet zu beherrschen. Dieser Prozess der Verallgemeinerung der philosophischen Betrachtungsweise ist sogar schon soweit gegangen, dass die Einzel-, insbesondere die Naturwissenschaften gar nicht zu merken schienen, wie viel von der gering geschätzten „Philosophie" sie bereits in sich aufgesogen hatten, vielmehr sich bemühten, die Philosophie in Misskredit zu bringen und ihre eigene Methode als die alleinwissenschaftliche hinzustellen. Als „empirisch" und „induktiv" musste sich alles ausweisen, was als wissenschaftlich gelten wollte, und die Philosophie selbst glaubte man auf „empirische Psychologie" oder „materialistische Anthropologie" beschränken zu müssen.

Nichtsdestoweniger und trotz dieser lauten Betonung des Prädikats „empirisch" werden wir gerade die letzte Entwicklungsphase der Naturwissenschaft als eine „vorwiegend spekulative" bezeichnen dürfen. Dies offenbart sich vor allem darin, dass man eifrig nach Einheit und Zusammenhang in unserem Wissen von der Natur strebte und zu diesem Zwecke der spekulativen Hypothese einen weiten Spielraum verstattete und dass die Wissenschaft vom *Menschen*, die Fragen nach der Entstehung, Stellung und Entwicklung des Menschengeschlechts bei den Ver-

tretern der sogenannten Entwicklungslehre immer mehr zum Gegenstand des Forschens und Behauptens gemacht wurden. Diese Geistesverwandtschaft der beiden erwähnten Perioden im allgemeinen hat denn auch zur Folge, dass wir vielfach denselben Problemen, ja sogar nahverwandten Resultaten begegnen.

In beiden Fällen trat die Anthropologie in bewussten Gegensatz zur Theologie, der Universalwissenschaft auf einer gewissen geistigen Entwicklungsstufe eines Volkes; diese hatte den vorhergehenden glaubensstarken Generationen in Gemüt und Phantasie ansprechenden Mythen die Entstehung der Welt und ihrer Geschöpfe, ferner in einer dem Selbstgefühle des Menschen schmeichelnden Weise dessen Stellung in der Natur zu erklären versucht, während im Zeitalter der Aufklärung sowohl, wie in dem der Naturwissenschaft selbständige Geister an der Hand der Erfahrung die Gründe und den Zusammenhang alles Seins und Werdens, zumal des menschlichen, frei von übernatürlichen Voraussetzungen sich zurecht zu legen strebten.

Dabei waren es vornehmlich zwei Motive, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der Anthropologie zu Anklängen an die heutige monistische Descendenztheorie führten:

1. eine durch den Ueberdruss an der theologisch-spiritualistischen Betrachtungsweise, sowie an „Europens übertünchter Höflichkeit“ hervorgerufene Voreingenommenheit für den Zustand der Natur oder der Wildheit; so in des vielgenannten *Lord Monboddo* Werk: of the origin and progress of language (ins Deutsche übersetzt von *E. A. Schmidt* und von *Herder* eingeleitet), worin derselbe (I p. 175) kühnlich ausspricht: „Es ist mit, wie mich dünkt, unumstösslichen Gründen erwiesen, dass die Orang-Utangs zu unserer Menschenart (species) gehören“.[1])

   Ferner bei *Rousseau* in der ausführlichen 8. Anmerkung zu der Abhandlung sur l'inegalité parmi

[1]) vergl. die kritischen Bemerkungen *Herders* hierüber in seiner Vorrede zu jener Übersetzung und in seinen „Ideen“ VII. Buch I. Cap.

les hommes, welcher keinen Grund findet, warum die Gelehrten die Orangs und Mandrills nicht als wilde Menschen ansehen wollen. [1])

2. Das Bedürfnis und Streben der im Denken jener Zeit oft übermächtigen und überquellenden Phantasie nach *einheitlicher* Auffassung der gesamten Natur.

Dies machte sich vorzüglich geltend bei *Herder* im I. Teile seiner „Ideen", z. B. „es ist unleugbar, dass die Natur bei der unendlichen Varietät, die sie liebt, alle Lebendigen unserer Erde nach *einem* Hauptplasma der Organisation gebildet zu haben scheint." —

Göthe, der im Jahre 1784 seine berühmte anatomische Entdeckung des os intermaxillare beim Menschen machte, freute sich, „wie schön dieser Schlussstein zu dem Ganzen der „Ideen" stimmen werde",[2]) und selbst Frau von Stein konnte sich bei der Lektüre der Herder'schen Ideen des Eindrucks nicht erwehren, „dass dieser I. Teil es im höchsten Grade wahrscheinlich mache, dass wir erst Pflanzen und Tiere waren".[3])

Schon in einem Briefe an Lavater vom März 1773 leitet Herder das allmähliche Übergehen der niederen Organisationen in die höheren, endlich des Menschen in die Geisterwelt aus der ursprünglichen Einheit der Naturformen her.[4])

---

[1]) Es könnte im Anschluss hieran noch Kant's Recension von Moskati's Rede „über den Unterschied der Struktur bei Menschen und Tieren" erwähnt werden, auf welche Fr. Schultze (Kant und Darwin, Jena 1875 p. 50, 57 und 58) zu grosses Gewicht legt, weil Kant der „Behauptung des scharfsinnigen Zergliederers, dass der Mensch ursprünglich zum vierfüssigen Gange bestimmt war, beinahe eine völlige Gewissheit zuschreibt." *Überhaupt* sind manche Äusserungen Kants über das Hervorgehen des Menschen aus dem Tierzustande, aus welchen Schultze zu rasche Schlüsse zieht, auf vorübergehende Beeinflussung durch Rousseau zurückzuführen und sind mehr in psychisch-ethischem als in physiologisch-genetischem Sinne gemeint.

[2]) Julian Schmidt in der Einleitung zu Herders Ideen p. LV.

[3]) Haym, Herders Leben II p. 205.

[4]) J. Schmidt, a. a. O. p. LIV.

Vergleicht man mit diesen deutlichen Anklängen an die moderne monistische Naturphilosophie einige kategorische Äusserungen aus einer vorwiegend *empirischen* Periode der Naturwissenschaft, z. B. aus einer Abhandlung über die Menschenrassen (Deutsche Vierteljahrsschrift 1838 II. Band p. 170—248): „Für *immer (!)* sind aus der Wissenschaft die Träume verschwunden, welche den Menschen den ursprünglichen vierfüssigen Gang verlernen liessen und frevelhaft einen Affen in seinen Stammbaum schrieben" und weiter unten: „die Versuche, dergleichen unser Herder in seinen Ideen einen gemacht, die Verschiedenheiten der Menschengestalt räumlich als allmählich verschwimmende Abschattungen einer Kernbildung darzustellen, sind *ein für allemal* abgewiesen," so wird sofort klar, dass auch in diesem Falle der Enkel mehr dem Grossvater als dem Vater gleicht; allein trotzdem wird ein Verfahren, wie es im letzten Jahrzehnt zu Tage trat [1]) und welches darauf ausging, durch einzelne höchstens eine vorübergehende, aber nie die Grundstimmung jener Männer charakterisierende Aussprüche jene Naturauffassung ohne weiteres als Vorläuferin der modernen darzustellen, die wesentlichen Unterschiede zwischen den beiden Perioden ausser Acht lassen.

Denn bei aller Verwandtschaft in der Tendenz besteht doch zwischen der *Naturanschauung* eines *Kant*, *Reinh. Forster*, *Herder*, *Zimmermann* und der heutigen monistischen ein tiefgehender principieller Unterschied.

Wurzelnd in der Philosophie eines Leibniz von der graduellen, kontinuirlichen Verschiedenheit der Monaden (natura non facit saltus) und des „philosophe et naturaliste" Ch. Bonnet, „der mit der Annahme einer allgemeinen Stufenleiter der Natur, einer durch allmähliche Übergänge vermittelten Aufeinanderfolge der lebenden Wesen doch das Dogma der präordinierten Formen, der unveränderlichen Arten

---

[1]) z. B. Schultze, Kant und Darwin, Jena 1875. Bärenbach, Herder und Darwin 1877. Haeckel, Göthe und Darwin 1883.

verband", [1]) behauptete jene nicht die *Descendenz*, sondern nur eine aufsteigende *Kontinuität* [2]) aller Lebewesen.[3])

Festhaltend an der theistischen Weltauffassung der deutschen Aufklärung, erklärte sie die Naturprozesse *nicht* lediglich *kausal-mechanisch*, sondern *teleologisch* (Physikotheologie): „Der Gott, — sagte Herder in der Vorrede zu seinen Ideen — der in der Natur alles nach Mass, Zahl und Gewicht geordnet, der darnach das Wesen der Dinge, ihre Gestalt und Verknüpfung, ihren Lauf und ihre Erhaltung eingerichtet hat, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unseres Geschlechts im ganzen von seiner *Weisheit* und *Güte* abgelassen und hier keinen *Plan* haben?" In Folge dieses Überwiegens der teleologischen Betrachtungsweise blieb die Naturauffassung des vorigen Jahrhunderts trotz mannigfacher hylozoistischer Neigungen bei einer streng dualistischen Scheidung des Organischen und Unorganischen stehen.

Getragen endlich von der ästhetischen und humanen Ideenströmung des Zeitalters, betrachtete sie die Natur vorwiegend unter den *ästhetischen* Gesichtspunkten der Ordnung und Schönheit, der Zweckmässigkeit und Vollkommenheit, die sich von der praktisch-utilitaristischen Grundtendenz der heutigen monistischen Naturerklärung, wie sie

---

1) V. Clarus, Geschichte der Zoologie p. 527.

2) z. B. Herder's Ideen (ed. Düntzer) I p. 173: „es herrscht nicht nur ein Zusammenhang, sondern auch eine aufsteigende Reihe von Kräften im Reiche der sichtbaren wie der unsichtbaren Schöpfung".

3) In deutlichem Gegensatz hiezu spricht sich der Empiriker Blumenbach folgendermassen aus (de gen. h. var. III. Aufl. p. X.): „Ich bin weit entfernt von der Meinung jener, welche sich besonders in neueren Zeiten in ihrem Gedankenspiele von einer (nescioqua) Continuität oder Stufenfolge der Natur so gefielen, dass sie die Weisheit des Schöpfers und Vollkommenheit der Schöpfung darin suchten, dass natura, ut dicunt non faciat saltum, sed res naturales ternorum naturae regnorum — quoad conformationem suam externam — se invicem seu gradus in scala aut articuli et juncturae in catena excipiant; trotzdem haben jene methaphorischen und allegorischen Spielereien einen unleugbaren Nutzen für die Erleichterung der Methode in der Naturgeschichte; sie legen damit den Grund für ein natürliches System der Dinge, welches ohne Zweifel vorzüglicher ist, als ein künstliches".

in den Theorien der unwillkürlichen Auswahl und der willkürlichen Auslese zutage tritt, weit entfernen. —

Die bereits angedeutete Geistesverwandtschaft der eben verglichenen Zeitalter lässt es uns begreiflich erscheinen, dass damals, wie jetzt, das Problem der Wechselbeziehungen zwischen Natur und Menschheit, zwischen Schauplatz und Geschichte vielfach zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und Diskussion gemacht wurde.

Daher wird es für denjenigen Zweig der Geographie, welcher mit diesen tiefen und umfassenden Fragen vorzugsweise sich zu beschäftigen hat, für die *Anthropogeographie*, von Wichtigkeit sein, Kenntnis zu nehmen von den einzelnen Problemen, Gesichtspunkten und Resultaten, die in jenem Zeitalter in dieser Richtung zutage gefördert wurden. Solch ein historischer Rückblick kann dazu beitragen, die eigene Methode zu verbessern, Wiederholungen und Irrtümern, welche beide bei der Beschränktheit des menschlichen Denkens unvermeidlich sind, vorzubeugen und aus den Leistungen und Bemühungen redlich strebender Vorgänger Impulse zu eigenem unermüdlichen Fortschreiten zu gewinnen.

Die nachfolgende Arbeit verweilt nicht bei den hervorragenden Leistungen unserer Nachbarvölker, bei Montesquieu und Condorcet, bei Hume und dem von Th. Waitz wiederholt mit grösster Anerkennung genannten Falconer, sondern beschränkt sich auf die historische Entwicklung und planmässige Darstellung der ethnologischen und anthropogeographischen Anschauungen Kant's und Reinh. Forster's, zweier bedeutender deutscher Vertreter jener Periode der Aufklärung und Humanität, welche mit lebhaftestem Eifer für die Veredlung der gleichzeitigen Kultur-Menschheit das regste Interesse für die Erforschung der vergangenen und mitlebenden an körperlicher und geistiger Bildung so verschiedenen Glieder des *gesamten* Menschengeschlechts verband.

Kant, der erste Lehrer und Vertreter der Geographie an einer deutschen Hochschule, hat sich eine hervorragende Stellung in der Geschichte der physischen Geographie er-

worben. Hingewiesen wurde er auf dieses Gebiet des menschlichen Forschens durch seine erfolgreiche Beschäftigung mit Mathematik und Physik, sowie ganz besonders dadurch, dass er vom Jahre 1757 an an der Universität Königsberg über physische Geographie zu lesen pflegte.[1]) Von dem Einflusse, welchen Kant als Lehrer der Geographie, dessen Vorträgen Personen aus allen Ständen lauschten, übte, haben wir ein begeistertes Zeugnis bei Herder,[2]) welcher 1762—64 Kant gehört hatte, und in einem Briefe des preussischen Kultusministers von Zedlitz[3]) (vom 12. Februar 1778), welcher nach einer Nachschrift von einem Zuhörer Kant's die „physische Geographie" kennen gelernt hatte und nun den heissesten Wunsch aussprach, eine sorgfältigere Abschrift dieses Kollegiums zu erhalten".[4])

Nach der „physischen Geographie", wie sie uns heute vorliegt (herausgegeben nach Kant's Heften 1802 von Rink), würden wir allerdings diese Begeisterung kaum begreifen, denn dieselbe ist namentlich in dem ethnographischen Abschnitte so mangelhaft und unkritisch, dass man zunächst die Schuld auf den Herausgeber schieben und annehmen möchte, derselbe habe, zumal im 2. Teile (wo er auch keine Anmerkungen und Literaturangaben mehr macht), die 3 zu verschiedenen Zeiten von Kant ausgearbeiteten Hefte[5]) ohne Auswahl benutzt und, — wie er auch selbst gesteht — die neueren Marginalien des Kant'schen Manuscripts gar nicht eingetragen. Allein auf der anderen Seite versichert[6]) Rink wiederholt, „dass er sich eine fast diplomatische Ge-

---

1) Über die Gründe, die ihn dazu bestimmten, und zugleich über seine Ansicht von dem Werte der Geographie überhaupt, vergl. den „Entwurf eines Collegiums über physische Geographie" W. W. (Ausgabe von Rosenkranz u. Schubert) VI. p. 302 und „Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen" 1765/66. W. W. I. p. 298.

2) In den Humanitätsbriefen (ed. Düntzer) 79. Brief p. 350 in der VI. Sammlung.

3) Biographie Kant's von Schubert W. W. XI. p. 61.

4) Die Anmerkung p. 62 erwähnt, dass Kant auch wirklich eine solche übersandte.

5) cf. Vorrede zur Ausgabe der physischen Geographie W. W. VI. p. 419.

6) W. W. VI. p. 713.

nauigkeit bei der Herausgabe zum Gesetze gemacht habe", ferner erwähnt Schubert, er habe nach sorgfältiger Vergleichung von sechs anderen Nachschriften aus den Jahren 1774—93 die Überzeugung gewonnen, dass Kant sehr wenig in diesen Vorlesungen geändert. Demnach werden wir zur Erklärung manches uns Befremdlichen uns an die Methode und die Absicht des Autors selbst erinnern müssen. —

Kant hielt diese Vorlesungen aus eigener Initiative, weil er diese Kenntnisse zur allgemeinen Bildung für unumgänglich notwendig betrachtete, und zwar vor einem aus verschiedenen Altersstufen und Ständen gemischten Auditorium.[1]) Daraus erklärt sich, dass er bei der Darlegung „der Merkwürdigkeiten der Natur aus den 3 Reichen (so weit[2]) fasste er den Begriff der physischen Geographie) unter unzählig anderen diejenigen auswählte, welche sich durch den *Reiz ihrer Seltenheit* oder auch durch den Einfluss, welchen sie vermittels des Handels und der Gewerbe auf die Staaten haben, vornehmlich der allgemeinen Wissbegierde darbieten".[3])

Ferner ist zu erwägen, dass Kant bei seinen Vorlesungen, wo er nicht ausdrücklich ein Lehrbuch zu Grunde legte,[4]) nur „kleine beschriebene Zettel, auf welchen Namen und einzelne Gedanken verzeichnet waren", mitbrachte, deren knappen Inhalt er durch freien Vortrag ergänzte und verlebendigte; solche Notizen, von wenigen vollständigen Ausführungen begleitet, bilden eben die „physische Geographie."

---

[1]) cf. Biographie p. 36 u. 48 und Kant's Vorrede zur Anthropologie.

[2]) In der Einleitung zur physischen Geographie (W. W. VI, 428) heisst es: „Geographie und Geschichte füllen den ganzen Umfang unserer Erkenntnisse aus, die Geographie nämlich den des Raumes, die Geschichte aber den der Zeit."

[3]) cf. „Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen" W. W. I, 298.

[4]) Dies that er in der physischen Geographie nicht: er erwähnt in seinem Entwurf eines Collegii (1757) als seine ersten Quellen: Varenius, Buffon u. Lulof. Worauf Peschel's Notiz (Geschichte der Erdkunde 2 p. 804), dass Kant Torbern Bergmanns physikal. Geographie, welche erst Ende der 60er Jahre erschien (1769 deutsche Ausgabe,) seinen Vorlesungen zu Grunde legte, beruht, ist nicht ersichtlich. —

Trotzdem erscheint es uns kaum glaublich, dass Kant auch in den letzten Dezennien seiner bis 1797 fortgesetzten Lehrthätigkeit, nachdem die wissenschaftlichen Reisen ganz andere ethnographische Anschauungen ermöglichten, als sie der noch allzusehr an Buffon's Variétés de l'homme von 1749 erinnernde 2. Teil der „physischen Geographie" vorführt, ein derartiges Manuscript seinen Vorlesungen zu Grunde gelegt haben sollte, zumal er nach Rink's Vorrede selbst glaubte, dass dasselbe verloren gegangen sei.

Solange daher eine Vergleichung der (Haym I p. 33 erwähnten) gut erhaltenen Nachschrift Herder's mit einem späteren, etwa mit dem an Herrn von Zedlitz (1778) eingesandten Manuscript, nicht eine andere Anschauung von der Sache bringt, lässt sich nur vermuten, dass Kant etwa seit 1770, wo bei ihm die rein philosophischen Arbeiten gegenüber den mathematisch-naturwissenschaftlichen der früheren Periode ganz und gar in den Vordergrund traten, an den früheren Manuscripten über „physische Geographie" wenig mehr geändert habe, sondern seine verbesserten Anschauungen entweder mündlich oder in einzelnen Aufsätzen darzulegen pflegte, und dass namentlich der ethnographische Teil bei dem immer stärkeren Anwachsen des physikalischen gar nicht mehr zum Vortrage [1]) und damit auch nicht mehr zur Überarbeitung kam.

Der 1. *allgemeine* Teil der physischen Geographie (allgemeiner Abriss der Natur), welcher die Hydrosphäre, die Lithosphäre und die Atmosphäre, sowie die Geschichte der Veränderungen der Erde behandelt, ist selbst in der wenig zusammenhängenden, knappen Form ein schönes Zeugnis des geographischen Wissens und Denkens in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts, welches gerade Kant nicht nur eine in weiten Kreisen Interesse weckende Verbreitung, sondern auch vielfache *directe* Förderung verdankte

Der 2. besondere Teil, welcher von den Erdgeschöpfen: dem Menschen, den Tieren, Pflanzen und Mineralien han-

1) zumal er diese Vorlesungen immer im Sommersemester hielt (cf. Vorr. z. Anthropologie).

delt und eine summarische Betrachtung der vornehmsten Naturmerkwürdigkeiten aller Länder nach geographischer Ordnung enthält, ist eine reine, hie und da durch fabelhafte Kuriositäten gewürzte Naturbeschreibung und von dem Begriff einer Naturgeschichte,[1]) wie ihn Kant so treffend gefasst hat, himmelweit entfernt: „Die Naturgeschichte, sagt er in einer Anmerkung zu seinem Aufsatz über die Menschenrassen 1775 (W. W. p. 322), würde uns die Veränderung der Erdgestalt, ingleichen die der Erdgeschöpfe, die sie durch natürliche Wanderungen erlitten haben, und ihre daraus entsprungenen Abartungen von dem Urbilde der Stammgattung lehren, sie würde vermutlich eine grosse Menge scheinbar verschiedener *Arten* zu *Rassen* eben derselben Gattung zurückführen und das jetzt so weitläufige Schulsystem der Naturbeschreibung in ein physisches System für den Verstand verwandeln".[2])

„Physische Geographie" nennt Kant den einen Teil der „Weltkenntnis", den anderen „Anthropologie". Auch über diese Disciplin pflegte er (fast 40 Jahre lang[3]) immer im Wintersemester Vorlesungen zu halten, nach welchen er selbst noch (1798) ein Handbuch herausgab.

Allein diese „Anthropologie" ist nicht sowohl — wie wir den Namen heute[4]) vorwiegend fassen — eine Lehre von der Menschengattung d. i. eine Geschichte der Menschheit, als vielmehr eine Lehre vom *einzelnen* Menschen d. i. eine Psychologie, und nur der 2. Teil, die „anthropologische Charakteristik", ist in den Abschnitten: „der Charakter des Volkes" und „der Charakter der Gattung" für die historische

---

1) W. W. VI, p. 360 nennt er Naturgeschichte „den Zusammenhang gewisser *jetziger* Beschaffenheiten der Naturdinge mit ihren Ursachen in der älteren Zeit nach *Wirkungsgesetzen*, die wir aus den Kräften der jetzigen Natur ableiten, so weit zurückverfolgen, als es die Analogie erlaubt".

2) Die praktische Anwendung dieses Postulats hat Kant in seinen Abhandlungen über die Menschenrassen (s. u.) versucht.

3) cf. Vorrede zur Anthropologie W. W. VII b.

4) z. B. Quatrefages Rapport sur les progrès de l'Anthropologie: „Anthropologie signifie l'histoire des hommes."

Geographie von Interesse. Den Abschnitt „der Charakter der Rasse“ hat Kant an diesem Ort nicht ausgeführt, sondern er verweist diesbezüglich auf das, was „Herr Geheimrath Girtanner [1]) davon in seinem Werke (meinen Grundsätzen gemäss) zur Erläuterung uud Erweiterung schön und gründlich vorgetragen hat.“

Dieses Werk Girtanner's ist im wesentlichen nichts anderes als eine Systematisierung und Erweiterung Kant'scher Ideen, welche dieser in drei Aufsätzen veröffentlicht hat, und zwar

1. Von den verschiedenen Rassen der Menschen, (zunächst als Programm zur Ankündigung seiner Vorlesungen für Sommersemester 1775, sodann in Engels Philosoph für die Welt Band II veröffentlicht).
2. Die Bestimmung des Begriffs von einer Menschenrasse (veröffentlicht in der Berliner Monatsschrift 1785). [2])
3. Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie (veröffentlicht in Wieland's Deutschem Merkur 1788). [3])

Diese drei Aufsätze bilden neben der „physischen Geographie“ die Hauptquelle für die folgende Darstellung der ethnologischen und anthropo-geographischen Anschauungen Kant's. —

Ehe wir jedoch zur Behandlung und Beurteilung einzelner derartiger Probleme übergehen, müssen wir, um die

---

1) Girtanner. Über das Kant'sche Prinzip für die Naturgeschichte. Ein Versuch, diese Wissenschaft philosophisch zu behandeln. Göttingen 1796.

2) Wahrscheinlich durch Herder's verdecktpolemische Bemerkungen im 7. Buch Kap. II der „Ideen“ veranlasst. Dort heisst es: „So haben einige z. B. 4 oder 5 Abteilungen des Menschengeschlechts, die ursprünglich nach Gegenden oder gar nach Farben gemacht waren, „*Rassen*“ zu nennen gewagt; ich sehe keine Ursache dieser Benennung. Rasse leitet auf eine Verschiedenheit der Abstammung u. s. w.“ vergl. damit Kant in der Einleitung zu diesem Aufsatze. W. W. VI p. 335. (Der II. Teil der Ideen erschien Johanni 1785; Kant's Aufsatz November 1785.)

3) Eine Erwiderung auf G. Forster's Polemik in seiner Abhandlung „über die Menschenrassen“ im Deutschen Merkur 1786, 4. Quartal p. 71 ff.

historische Objektivität zu wahren, uns vergegenwärtigen, dass das Zeitalter der wissenschaftlichen Forschungsreisen erst im 7. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts mit den Reisen von Niebuhr (1761—67), Cook (1768—79), Pallas (1768—74), Bruce (1770) u. a. begann; wie gering ferner der Umfang der damaligen Kenntnis von der Erdoberfläche, folglich auch vom Menschen war, ersehen wir aus einer Anmerkung Kant's in der „physischen Geographie" W. W. VI 513: „Von Asien kennen wir kaum drei Vierteile, von Afrika kaum den fünften Teil — nicht einmal die gesamte Küste, von Amerika kaum drei Fünftel; alles im fünften Erdteil (Australien mit den Inseln) wirklich Entdeckte mag sich etwa auf den 40. Teil des Ganzen einschränken." [1])

[1]) Anmerkung: Möge es verstattet sein, im Anschluss an das Vorhergehende einen für die Geschichte der Geographie überhaupt nicht unwichtigen kurzen Auszug aus der „Vergleichung der bekannten und unbekannten Teile der Erde", welche Zimmermann in seiner „Geographischen Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten Quadrupeden" gibt (III. Band), mitzuteilen und bisweilen dem Wissen von der Erde von 1783 wenige Daten aus der Kenntnis der Erdoberfläche von 1883 gegenüberzustellen.

Z. macht zunächst auf die Unsicherheit der bisherigen geometrischen Resultate aufmerksam, indem er erwähnt, dass selbst die Karten, welche die grössten Geographen Frankreichs, D'Anville († 1782) und Deslisle († 1720) von ihrem Vaterlande geliefert hatten, um 93 □-M. differieren, dass also die D'Anville'schen Karten Frankreich[1]) 1 Mill. (frz.) Morgen grösser angaben als die von Deslisle.

„Wir wissen nicht einmal, klagt er ferner, wie gross Europa ist, noch weniger wie viel das Meer gegen das feste Land beträgt." [2])

Seite 93 gibt Z. eine Übersicht der wichtigsten Berechnungen der Kontinent-Oberflächen. (Wir fügen zur Vergleichung diejenigen bei Guthe-Wagner 1882 bei):

Wagner Bevölk. d. Erde.		Templeman [3])	Torb Bergmann [4])	Wiener [5]) Ungenannter.	Guthrie [6])
173000 □-M.	Europa	171834 5/16	181632,0	150105	278504 1/16
813000	Asien	641092 15/16	742040,81	817950	673051 7/16
543000	Afrika	531638	502857,2	512775	603423
697000	Amerika	572110 1/8	612244,9	676560	881929 5/8
140000	Australien (nach Zimmerman)		172000	(Neu-Holland, Neu-Guinea u. Neu-Seeland.)	

[1]) Erst 1793 erschien die Carte geòmetrique de la France (Peschel p. 676.)
[2]) Deslisle hatte noch das Land grösser als das Meer angenommen. Z. a. a. O. p. 97.
[3]) Templeman, new. Survlew of the Globe (zwischen 1725 und 30).
[4]) Torb Bergmann's physische Erdbeschreibung 1773.
[5]) Ausmessung der Erde.
[6]) Guthrie, new. System of modern Geography 1782.

Ein ethnologisches Problem, welches Kant vorzugsweise beschäftigte, so dass er ihm jene drei oben genannten Aufsätze widmete, ist das:

Über Begriff und Ursprung der verschiedenen Rassen der Menschen.

Als der in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts beginnende, durch neu erfundene Hilfsmittel (das Mikroskop) unterstützte Aufschwung der Biologie eine Fülle von neuen Formen und Thatsachen aus den verschiedenen Naturreichen der eifrig forschenden und sorgfältig „beobachtenden" Gelehrtenwelt erschloss, musste sich gar bald das Bedürfnis geltend machen, in die unübersehbare Mannigfaltigkeit Einheit und Ordnung, in das überreiche Material Form und System zu bringen.

Nach Bergmann, dessen Berechnungen Z. für die wahrscheinlichsten hält, betragen also die 4 Erdteile zusammen: 2038775 □-M.
Z. rechnet noch hinzu
Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Seeland 172000[1])
ferner für Spitzbergen und Polynesien 16000
2226775 □-M.

Auf diese Weise verhielte sich das *Land* zu der *ganzen* Erdoberfläche (Erdachse: Aequatorialdurchm. = 199: 200 angenommen)
2126775: 8256779 = 10: 38 (10: 37)
Meer: Land 6130004: 2126775
= 28: 10 (27: 10)
(Gegenwärtige Annahme: 25: 9)

Das Land ist demnach grösser als $^1/_4$ der ganzen Erdoberfläche und grösser als $^1/_3$ des Meeres.

Zimmermann prüft nun die einzelnen Länder der Erde, wie weit sie in der That als bekannt angesehen werden dürfen, und findet, dass
in Asien der bekannte Teil zum unbekannten = 39:36 = 13:12
sich verhält, in Afrika = 8:42 = 1:5,25
in Nord-Amerika = 2,2:1,3
in Gesamt-Amerika = 7:5
auf der ganzen Erde: bekannt : unbekannt = **5,29:6,14.**
(Hiermit ist zu vergleichen die Klassifikation „der bekannten Länder unserer Halbkugel" bei Gatterer Abriss der Geographie p. 121—26, und „die natürliche Klassifikation aller neuen und alten Länder der Erde" p. 141—177.)

---

[1]) Zimmermann schreibt hier aus Versehen, entgegen von p. 95, nur 72000 Q.-M., dieser Fehler ist im folgenden daneben korrigiert worden.

Der erste Schritt hiezu geschah, zunächst für die Botanik, mit der Aufstellung des naturhistorischen Begriffs der „Art“ durch John Ray in seiner historia plantarum 1686[1]), ihm folgte Tournefort um 1700 und rasch erreichten diese systematisierenden Bestrebungen ihren Höhepunkt in Linné's Systema naturae (1735).

Für die Zoologie definierte Ray den Begriff der Art dahin: „ea animantia ad eandem *speciem* referenda esse, quae invicem coëant et foecundam prolem gignant,“ [2]) und der Deutsche J. L. Frisch (1666—1743) beschränkte scharfsinnig diese Definition bloss auf „wilde“ Tiere, indem er sagte: „wenn sich Tiere *von Natur* mit einander gatten, so ist solches ein unfehlbares Kennzeichen, dass sie von einerlei Spezie sind“.

Bald musste auch in der *Anthropologie* dieses Streben nach Klassifikation hervortreten. Als ersten Versuch einer Einteilung des Menschengeschlechts erwähnt Bumenbach de gen. hum. varietate die Unterscheidung desselben durch einen ungenannten französischen Reisenden in 4—5 Spezies (stemmata). Linné unterschied seit 1740 vier Varietäten.

In der zwölften Auflage Stockh 1766 teilt er das Genus „Homo“ folgendermassen ein:

Homo

Sapiens.				Troglodytes	
h. diurnus (varians cultura, loco)				h. nocturnus, silvestris,	Orang-Utang
Americanus		Europaeus	Asiaticus	Africanus	Monstrosus
rufus *cholericus*	albus, *sanguin.*		luridus *melanchol.*	niger *phlegm.* laxus	solo arte 1) Alpini
rectus (reg.[3]): *consuetudine*)	torosus (regitur: ritibus)		rigidus (regitur) (opinionibus)	(reg. arbitrio)	2) Patagones

[1]) cf. V. Carus Geschichte der Zoologie p. 433. Quatrefages rapport sur les progrès de l'Anthropologie p. 10 ff.

[2]) cf. Blumenbach de gen. hum. varietate III. Aufl. 1795 p. 67.

[3]) Ähnlich unterscheidet Montesquieu esprit des loix livr. XIX c 4: Die Wilden werden fast ausschliesslich durch die Natur und das Klima regiert; die Chinesen durch die Gebräuche; die Spartaner einst durch die Sitten, die Römer durch die Regierungsmassregeln und Tradition.

Charakteristisch, wenn auch nicht gerade glücklich, ist die Verteilung der 4 Temperamente[1]) auf die 4 *Lokalrassen*; ja Linné geht sogar noch weiter; er legt denselben bestimmte *physische* Eigenschaften bei; dass er damit schon gewisse anthropo-geographische Beziehungen andeuten wollte, ist jedoch kaum anzunehmen. Er bezeichnet den

Amerikaner als	den Europ.,	den Asiaten,	den Afrik.
pertinax; contentus	levis	severus	vafer
liber	argutus	factuosus	segnis
	inventor	avarus	negligens

Im Jahre 1749 veröffentlichte Buffon seine histoire naturelle; im zoologischen Teile gibt er eine Definiton von „Rasse“: „La race est une variété constante et qui se conserve par génération“.

Im anthropologischen und ethnographischen Teile betitelt: hist. nat. de l'homme, der letztere speciell: „Variétés dans l'espèce humaine“ nahm Buffon eine einzige Menschenart an und trennte sie (vielleicht in bewusstem Gegensatz zu Linné) *scharf* von dem Tierreich („Menschenreich“).

Er geht noch nicht soweit, diese Menschenart in bestimmte Varietäten zu scheiden, sondern begnügt sich in seiner durchgehends auf ältere Quellen (meist vor 1720) sich stützenden, daher noch mit zahlreichen Fabeln durchsetzten Schilderung des Menschengeschlechts, die augenfälligsten anzudeuten (z. B. die nördlichsten Völker der Erde semblent être tous de la même race; ferner les Tartares u. a.) und bestrebt sich, die Ursachen dieser Varietäten nachzuweisen; er findet dieselben vor allem im Unterschied des Klimas (welches einzig und allein die Verschiedenheit der Hautfarbe bedingt), der Ernährung, der Sitten und Lebensart und der Kulturstufe.

Am Schlusse[2]) gibt er folgendes (in der I. und II. Ausgabe ganz gleichlautendes) Resumee: „All das bisher Dargestellte beweist, dass das Menschengeschlecht nicht aus wesentlich verschiedenen *Arten* zusammengesetzt ist,

[1]) ein ähnlicher Versuch noch bei Guthe-Wagner I p. 139.

[2]) in der I. Ausgabe Tom V p. 370—530 (4°), in der II. mit Supplementen vermehrten Ausg. v. 1778 Tom V p. 1—150 (4°).

sondern dass es im Gegenteil nur eine *einzige* gibt, welche bei ihrer Verbreitung über die Erde mannigfachen Veränderungen (changements) unterworfen wurde (durch den Einfluss des Klimas, durch den Unterschied in der Ernährung und Lebensart und durch die in's Unendliche variirte Vermischung der Individuen). Diese Veränderungen (altérations) waren anfangs noch nicht so markiert und brachten nur *individuelle Varietäten* hervor; allmählich wurden dieselben durch die ununterbrochene Wirksamkeit der erwähnten Ursachen allgemeiner, merklicher und dauernder (plus constantes); sie wurden *Varietäten der Art*, welche sich von Generation zu Generation wiederholen, wie die Missgestaltungen und Krankheiten der Eltern bei den Kindern[1]), und welche, da sie von Anfang an nur durch das beständige Zusammenwirken von *äusseren* und *zufälligen* Ursachen hervorgerufen wurden, sehr *wahrscheinlich auch nach und nach und mit der Zeit wieder verschwinden werden*".

Ein Antipode erstand Buffon in H. Home (Lord Kaimes), dessen Jahrzehnte lang vorbereiteten „Versuche über die Geschichte des Menschen" 1774 (auch in deutscher Übersetzung) erschienen.

Er polemisiert häufig und heftig sowohl gegen Buffons Annahme der Einheit des Menschengeschlechts, als auch gegen dessen Theorie von der Entstehung der Varietäten durch bloss äussere und zufällige Ursachen.

Die Analogie mit der Tier- und Pflanzenwelt führte ihn zu dem Schlusse: wie verschiedene Himmelsstriche auf dem ganzen Erdboden sind, so gibt es auch verschiedene *Gattungen* von Menschen, die sich für ein jedes Klima schicken.

„Kann Buffon — ruft er p. 14 aus — wohl im Ernste glauben, dass sich aus der Wirkung des Klimas oder einer anderen zufälligen Ursache die Kupferfarbe und das glatte Kinn der Amerikaner erklären lassen u. a.?" „Es ist ganz ungegründet, wenn man dem Klima die niedrige Natur der Eskimo, die Kürze ihrer Füsse oder die allzugrosse Dicke

[1]) Kant wendet sich scharf gegen die Gleichstellung dieser „Nachartungen" mit den „Abartungen", W. W. VI p. 339.

ihres Kopfes, ja wenn man demselben nur die Farbenunterschiede zuschreiben will. (p. 17 ff.)

Nicht nur die physischen, sondern noch mehr die psychischen Unterschiede — der eigentliche Nationalcharakter — können nur von einer beständigen und unveränderlichen Ursache herrühren, sie können ihren innersten Grund nur in der Natur selbst haben; die Annahme von Lokalschöpfungen scheint daher unvermeidlich zu sein." —

Zwischen diesen beiden Polen müssen wir die Zone der Kantischen Theorien suchen In der „physischen Geographie", sehen wir Kant noch ganz auf dem Standpunkt Buffons; wir begegnen sogar denselben Beispielen für die Veränderung der Hautfarbe durch das Klima. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich und wird durch die Chronologie nahezu bestätigt (Homes Sketches 1774, Kant's I. Aufsatz 1775), dass Kant durch Home's Polemik veranlasst wurde, Buffons Erklärung der Varietäten einer erneuerten Prüfung zu unterziehen. Da geschah denn, dass Home's Einwürfe einerseits, noch mehr aber die aus seinem eigenen Charakter fliessende Tendenz nach einer strengeren logisch-systematischen Behandlung des Problems und nach metaphysisch-teleologischer Erklärungsweise ihn dahin führten, jene ethnologischen Theorien in *seinem* Sinne umzugestalten.

So weit ging jedoch Kant nicht, um mit Home zur Erklärung der allzu scharf und tiefgehend gefassten Unterschiede innerhalb des Menschengeschlechts eine Mehrheit von Lokalschöpfungen anzunehmen, er hielt vielmehr mit Buffon an der Einheit des Menschengeschlechts fest, indem er aus der Anwendung von Buffons zoologischem Grundsatz [2]) auf die Menschen folgerte, dass alle Menschen zu ein und derselben *Naturgattung* oder zu ein und demselben Stamme (oder Familie) gehören.[3])

---

1) W. W. VI p. 613—14.

2) „Tiere, welche mit einander fruchtbare Junge erzeugen, gehören zu ein und derselben physischen (nicht bloss klassifikatorischen) Gattung".

3) Im Folgenden versucht der Verfasser eine möglichst kurze und präcise Wiedergabe der p. 315—85 des VI. Bandes der W. W. dargestellten ethnologischen Theorien.

Diese Annahme der Einheit des Menschengeschlechts entspricht dem Einheitsbedürfnis der Philosophie sowohl als dem der *Naturgeschichte,* von denen die erstere nach möglichster Einfachheit der wirkenden Ursachen („dahingegen die Annahme vieler *Lokalschöpfungen* die Zahl der Ursachen ohne Not vervielfältigen würde"), die letztere nach einer Realgattung (im Unterschied von den blossen Nominalgattungen der Naturbeschreibung) verlangt.

Wie entsprang nun aus der angenommenen Einheit die thatsächliche Verschiedenheit?

Kant ist vermöge seiner teleologischen [1]) Naturauffassung (deren er sich aber nur bedient, wo theoretische Erkenntnisquellen — d. i. Anschauung — nicht zulangen) von vornherein überzeugt, dass in der Natur, zumal in der organischen, nichts bloss Zufälliges, Grundloses sich finde und ereigne, sondern dass alle Veränderungen nach dem Gesetze der Zweckmässigkeit geschehen; denn schon im Begriff des „Organischen" liege es, dass alles wechselseitig als Zweck und Mittel auf einander in Beziehung steht (was nur als System von Endursachen — causae finales — gedacht werden kann). Daher verwirft er die Annahme, als ob die jetzt wahrnehmbaren Rassenunterschiede bloss zufällig durch das Klima des Wohnsitzes (bloss durch äussere und zufällige Ursachen — cf. Buffons und Kants eigene frühere Anschauungen —) hätten hervorgebracht werden können, sondern schliesst folgendermassen:

---

[1]) Zur Beleuchtung von Kant's wissenschaftlicher Methode: W. W. VI p. 323 erklärt Kant, er wolle zweckmässige Ursachen der Abartungen nur anführen, wo die *natürlichen* nicht wohl einzusehen sind, p. 357: „Mit Recht ruft die Vernunft in aller Naturuntersuchung zuerst nach Theorie (d. i. Anschauung) und nur später nach Zweckbestimmung; den Mangel der ersteren kann keine Teleologie noch praktische Zweckmässigkeit ersetzen." Aber entrüstet wendet sich Kant gegen eine ausschliessliche Betonung der Empirie (wie es G. Eorster gothan hat), „ich danke für den bloss empirischen Reisenden und seine Erzählung, zumal wenn es um eine zusammenhängende Erkenntnis zu thun ist. Erfahrung methodisch (d. i. nach einem leitenden Princip) anstellen, heisst allein beobachten."

Der Mensch war von Anfang an für alle Himmelsstriche und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt; es mussten daher in ihm (also im ursprünglichen Stamme) mancherlei Keime und Anlagen bereit liegen, um nach dem Bedürfnisse des Klimas zur Erhaltuug der Gattung, wenigstens in der ersten Periode ihrer Fortpflanzung, entwickelt zu werden (p. 323 ff.). Durch lange dauernden Aufenthalt in ein und demselben Wohnsitz wurden nun die für die Erhaltung der Gattung *zweckmässigen* Keime entwickelt,[1]) die übrigen aber zurückgedrängt; durch fortgesetzte Zeugung und Vererbung (namentlich wenn dieser Prozess durch lokale Isolierung begünstigt wurde) erhielten jene schliesslich ein solches Übergewicht, dass sie *auch bei der späteren Verpflanzung in ein anderes Klima sich nicht mehr verändern*, vielmehr unausbleiblich forterben und bei der Vermischung mit anderen Rassen notwendig halbschlächtig anarten.[2])

Den Rassenverschiedenheiten, welche im Stamme uranfänglich als blosse Anlagen vereinigt waren und erst allmählich sich entwickelt und geschieden hatten, sind folgende drei charakteristische Merkmale eigen: 1. dass sie *unausbleiblich* vererben, 2. dass sie bei Vermischung halbschlächtige Zeugungen verursachen, 3. dass sie auch durch Verpflanzung nicht mehr verwischt werden können.[3]) — Im Begriff einer Rasse liegt daher zweierlei:

a. Die Möglichkeit *gemeinsamer* Abstammung — (denn wo diese ausgeschlossen ist, bilden die Klassenunterschiede *Arten*, und Kant sagt ausdrücklich: „Es gibt gar *keine* verschiedenen Arten von Menschen;") — und

---

1) p. 319. Ein Beispiel solcher „Einartung" bilden — nach Kant — die Bewohner der nördlichen Eisküste Europas und Asiens („wie verändern sich die Lappen, welche doch — aus der Sprache zu schliessen — nur ein Abzweig der Ungarn sind").

2) Hier tritt die Abweichung von Buffon und von den früheren Anschauungen in der „physischen Geographie" besonders deutlich hervor.

3) z. B. p. 352: „So viel ist gewiss, dass die jetzt vorhandenen Rassen, wenn alle Vermischung verhütet würde, nicht mehr erlöschen können." (cf. dagegen Buffon oben.)

b. die *notwendige Erblichkeit;* (die nicht notwendig erblichen Klassenunterschiede bedingen Varietäten,[1]) Spielarten (z. B. Blonde und Brünette), Menschenschlag;[2]) auch sie sind kein bloss zufälliges Spiel der Natur, sondern die zweckmässige Entwicklung ursprünglicher Anlagen.) Der Name „Rasse" bezeichnet also kurz eine „radikale" Eigentümlichkeit, welche zugleich auf gemeinsame Abstammung hinweist (progenies classifica = Abartung; p. 363).

Wir sehen, wie sich Kant bemüht, den Begriff „Rasse", der in dem System der Naturbeschreibung gar nicht vorkomme, sondern lediglich ein Begriff der *Naturgeschichte* sei, logisch scharf von den ähnlichen Begriffen der „Art" und „Varietät" zu trennen; von jener unterscheidet ihn das Merkmal der gemeinsamen Abstammung („welches allerdings noch blosse Idee ist und erst durch Beobachtung und Experimente entschieden werden muss,"[3]) von letzterer (varietas nativa oder Menschenschlag) das allein zu einer Klasseneinteilung hinreichende Kennzeichen der unausbleiblichen Erblichkeit. Demnach würde in einem System der Naturgeschichte die Menschengattung eingeteilt in Stamm (oder Stämme; p. 364.)

Rasse oder Abartung (progenies classifica)	Menschenschlag (varietas nativa)

Um die Bestimmung des *Begriffs* einer Menschenrasse war es unserem Philosophen, den als strengen Systematiker die Unklarheit und Inkonsequenz bei der Anwendung der Termini in der gleichzeitigen Anthropologie indignierte, in erster Linie zu thun.

---

[1]) Das Experiment hiefür soll eben die halbschlächtige Zeugung bilden.

[2]) Meist durch die Beschaffenheit des Bodens und der Nahrung bedingt, erlöscht aber durch Verpflanzung.

[3]) G. Eorster hält in seinem gegen Kant gerichteten Aufsatz über die Menschenrassen (Deutscher Merkur 1786 IV p. 80) diese Bestätigung für unmöglich und nennt eine solche *„Naturgeschichte"* eine Wissenschaft für Götter, nicht für Menschen.

Die Erklärung des *Ursprungs* der wirklich vorhandenen Rassen bezeichnet er in dem Aufsatz von 1785, nachdem er durch Ausführung seines kritischen Hauptwerkes (1781) in der Behandlung von Problemen, die nicht auf genügendem empirischen Material, sondern auf mehr oder weniger kühnen Hypothesen fusst, behutsamer geworden war, als „Nebenwerk, womit man es halten kann, wie man will".

Vom Standpunkt einer Geschichte der Ethnologie aus, die auch Fehlgänge, wenn sie nur von ernstem, geistvollem Zielstreben zeugen, registrieren wird, können wir uns nicht entschlagen, auch den Versuchen Kants zur Erklärung des Ursprungs der bestehenden Rassenverschiedenheiten und zu einer wirklichen Einteilung der Menschengattung in Kürze nachzugehen.

Unter allen anerbenden Charakteren hält Kant vier Unterschiede der *Hautfarbe*[1]) für die einzigen, welche dem Kriterium der notwendigen Erblichkeit und der halbschlächtigen Zeugung entsprechen.

Er fasst nämlich die Hautfarben nicht als blosse unmerklich in einander übergehende, nur durch Sonne und Luft bewirkte Schattierungen einer ursprünglich weissen Stammfarbe (wie es damals wohl von den meisten Naturphilosophen und Forschern[2]) geschah), sondern als eine allerdings durch jene Faktoren hervorgelockte Entwicklung ursprünglicher Keime zur Anpassung an die hauptsächlichsten Klimaunterschiede auf;[3]) denn die Haut, welche er als das grosse Absonderungswerkzeug alles dessen, was aus dem Blute abgeführt werden soll, ansieht, gilt ihm als das

---

1) cf. Buffon: „la première et la plus remarquable de ces variétés est celle de la couleur.

2) cf. Blumenbach de g. h variet. II. Aufl. p. 50: „prima et maxima earum, cum et primigenia sit, candidi coloris".

3) Über die Fassung des Begriffs „Klima" im vorigen Jahrhundert s. Zimmermann a. a. O. I p. 12: „Nur muss man unter Klima nicht das geographische, sondern das physikalische Klima verstehen, dieses letztere nämlich wäre das Verhältnis der Lage eines Landes, der Atmosphäre und des Erdbodens" ebenso Gatterer Abriss der Geographie I p. 135. Zimmermann fertigte eine Vergleichungstabelle für die Temperatur der Länder an (cf. p. 90).

„wichtigste Organ, vermittels dessen die Vorsorge der Natur es einem Geschöpfe ermöglichte, in allerlei Himmels- und Erdstrich auf eine am wenigsten der Kunst bedürftige Art auszudauern." Kant sucht nun durch chemisch-physiologische Mutmassungen (cf. p. 320–27, p. 350) die Verschiedenheit der Farbe aus der Verschiedenheit des Klimas (zum Zwecke der Angemessenheit an dasselbe) zu erklären; so kommt er — um es kurz zu sagen — auf vier Menschenrassen:

1. Hochblonde (im nördlichen Europa) von feuchter Kälte,
2. Kupferrote (Amerika) von trockener Kälte,[1])
3. Schwarze (Senegambien) von feuchter Hitze,
4. Olivengelbe (Indier)[2]) von trockener Hitze.

„Die Stammgattung müssen wir entweder für schon erloschen ausgeben oder aus den verschiedenen Abartungen diejenigen aussuchen, womit wir die Stammgattung am meisten vergleichen können. Der Erdstrich von 31–52° nördl. Breite der alten Welt wird nun mit Recht für denjenigen gehalten, in welchem die glücklichste Mischung der Einflüsse der kälteren und heisseren Gegenden und auch der grösste Reichtum an Erdgeschöpfen angetroffen wird, wo auch der Mensch, weil er zu allen Verpflanzungen gleich gut zubereitet ist, am wenigsten von seiner Urbildung abgewichen sein müsste; hier finden wir zwar weisse, doch brünette Einwohner, welche Gestalt wir also für die der Stammgattung nächste annehmen wollen". [3])

Für die sogenannte Negerbildung ist es Kant so ziemlich gelungen, die vorausgesetzte Zweckmässigkeit bezüglich der Anpassung an das Klima nachzuweisen.

---

[1]) p. 324 u. 25: „eine Abteilung der kalmückischen Bildung, welche zwar jetzt in ihrer grössten Vollständigkeit in einem milderen Himmelsstriche angetroffen wird", welche er aber doch — nach einer Stelle bei Herodot — „nicht ganz erzwungen" aus dem Norden oder Nordosten herleiten möchte.

[2]) Über Kant's Anschauung von der physischen Beschaffenheit Indiens siehe unten!

Auch Hunter de hominum varietatibus Edinbgh. 1775 nimmt die Indi Orientales als eigene Rasse (cuprei) an, cf. Ludwig Naturgeschichte der Menschenspecies p. 206.

[3]) ebenso Zimmermann 116.

Auch der berühmte Anatom Sömmering kam damals bei seinen Untersuchungen „von der körperlichen Verschiedenheit des Negers vom Europäer“ (1785) zu dem Schlusse: „Man findet am Bau des Negers Eigenschaften, die ihn für sein Klima zum vollkommensten, vielleicht zum vollkommeneren Geschöpf als den Europäer machen;“ und als Zeugnis aus der neuesten Zeit liesse sich anführen, was der gründliche Kenner Südafrikas G. Fritsch in der Zeitschrift für Ethnologie 1880 mitteilt: „Die Haut der *schwärzlich* pigmentierten Rassen trägt einen wesentlich anderen physiologischen Charakter als die der braun pigmentierten . . . .

Der schwärzlich pigmentierten Haut kommt die Bedeutung eines Exkretionsorgans im höheren Masse zu als der schwach pigmentierten; die gesteigerte Blutcirkulation und Perspiration erhält durch die Verdunstungskälte die Haut kühl und schützt vor Sonnenbrand.“

Und wie vor 100 Jahren Kant gegen Buffon, so führt Fritsch gegen Lepsius aus, dass nicht die Sonnenbestrahlung der wahre Grund[1]) für das Auftreten der schwärzlichen Rassen sei; denn „seit undenklichen Zeiten wohnen noch heute schwarze und braune Rassen unter einander in denselben Gegenden; nicht die Nuance der Dunkelung, sondern jener physiologische Gesamtcharakter der Haut ist das Wichtige“. —

Aus dem Nachweis des Zweckmässigen an der Eigentümlichkeit der Negerrasse hält sich Kant für berechtigt, nach der Analogie eben dergleichen von den übrigen wenigstens zu *vermuten.*

Als „Mutmassungen“ sieht er ja überhaupt seine Erklärungsversuche an, aber „als Mutmassungen, die wenigstens Grund genug haben, um anderen Mutmassungen die Wage zu halten, welche die Verschiedenheiten der

---

1) Kant nennt die oben erwähnten Anlagen und Keime *unmittelbare* Ursachen, Sonne und Luft dagegen nur Gelegenheitsursachen der Rassenbildung.

Menschengattung so unvereinbar finden, dass sie deshalb lieber Lokalschöpfungen[1]) annehmen".

Nicht nur die in der Hautbeschaffenheit zutage tretende Zweckmässigkeit rechtfertigt für Kant die Rasseneinteilung nach der Hautfarbe, sondern auch der Umstand, dass jede dieser vier Rassen in Ansehung ihres Aufenthaltes so ziemlich isoliert[2]) ist, so dass dieselben nicht *sporadisch* in allen Weltteilen und einerlei Klima verbreitet, sondern *cycladisch* (um den Entstehungsmittelpunkt) verteilt angetroffen werden; und um das *Princip* der Isolierung, welches freilich für die Rassenbildung äusserst wirksam, ja unentbehrlich ist, möglichst entschieden eingreifen zu lassen, versteigt sich der Kritiker der reinen Vernunft (1775) zu kühnen erdgeschichtlichen Hypothesen.

Um die Ost-Indier, von welchen die seit Anfang des 15. Jahrhunderts in Europa unverändert gebliebenen und mit andern Völkern halbschlächtig zeugenden Zigeuner abstammen sollen, zu einer eigenen uralten Rasse zu stempeln, lässt Kant Hindostan — ebenso wie die Heimat der Negerrasse, Central-Afrika — durch ein inländisches Meer der alten Zeit, dessen Bassin etwa die jetzt mit Sand und Salz bedeckten muldenförmigen Plateaus[3]) von Mittel-Asien, Arabien und der Sahara gebildet haben mögen,

[1]) Hiermit ist Home gemeint, der p. 14 seiner „Versuche" ausdrücklich sagt: „Auf diese Weise sieht man, dass es *verschiedene Gattungen* von Menschen gibt, die von der Natur für verschiedene Himmelsgegenden bestimmt sind" und Voltaire, der in seinem essai sur les moeurs II. Abschn. sagt: „Nur einem Blinden muss man den Zweifel erlauben, ob die Weissen, Schwarzen, Albinos, Hottentotten, Lappen, Chinesen, Amerikaner auch völlig verschiedene *Arten* sind".

[2]) Derselbe Gesichtspunkt hatte Linné zur Aufstellung seiner 4 Lokalrassen geführt; auch Blumenbach folgt in der I. Aufl. (1775) p. 41 ff. Linné: aliis tamen limitibus varietates nostras circums cripsimus; er unterscheidet einen orbis borealis, Asia australis, Africa, America als Verbreitungsgebiet seiner 4 Rassen. Erst in der II. Auflage nimmt er die Hautfarbe entschieden zum Einteilungsprincip wie Hunter und Kant, den er mehrfach erwähnt und von dem vielleicht angeregt, er zur Erklärung der Varietäten ausser dem Klima den „nisus formativus" heranzieht.

[3]) K. entnimmt den Namen Bnache; Montesquieu livré XVII c. III nennt die Tartarei „comme une espèce de montagne platte".

von anderen sonst nahen, aber jetzt von einer anderen Rasse besetzten Ländern (z. B. Persien, Nord-Afrika u. a.) abgesondert gehalten sein. Vorderindien zumal, zu welchem er auch Tibet rechnet und welches er von Nord nach Süd von einer ununterbrochenen Bergreihe durchzogen denkt, „hat in einem glücklichen Himmelsstrich die vollkommenste Scheitelung der Wasser (Ablauf nach zwei Meeren); es konnte also in den ältesten Zeiten trocken und bewohnbar sein, während sowohl Hinterindien als China (weil hier die Flüsse parallel laufen) in jenen Zeiten der Überschwemmungen noch unbewohnt sein mussten; hier konnte sich also in langen Zeitläuften eine feste menschliche Rasse gründen".

Mehr noch als seine teleologische Begründungsweise — denn diese liesse sich ohne grosse Mühe in die moderne kausal-utilitaristische Anschauungsform übersetzen — dürfte Kants Ansicht von der *konstanten* Vererbung der Rassenmerkmale und der *notwendig* halbschlächtigen Zeugung berechtigten Zweifeln begegnen. Zwar hat noch in unserem Jahrhundert W. F. Edwards und Js. Geoffroy St. Hilaire[1]) behauptet, dass bei bedeutender Verschiedenheit der sich mischenden Typen der Mischling selbst sich als ein Mittleres zwischen den Stammtypen darstelle, und zwar soll diese mittlere Form des Mischlings (namentlich bei Kreuzung zwischen Negern und Europäern) *konstant sein*; und selbst der äusserst vorsichtige Waitz[2]) gibt zu, dass bei Kreuzung des schwarzen und weissen Menschen das Mischlingsprodukt *gewöhnlich* ein mittleres von ziemlich konstanter Bildung sei.

Überhaupt scheint in der vordarwinistischen Periode der Naturwissenschaft die Anschauung von der Konstanz der Rassenmerkmale ziemlich allgemein bis zu der Annahme einer specifischen Verschiedenheit und einer lokal-klimatischen Geschiedenheit der Haupt-„Typen" gesteigert worden zu sein,[3]) wir erwähnen nur ein Beispiel: „Wie die Wissenschaft nicht daran zweifelt, dass die eigentümlichen

---

1) bei Waitz Anthropologie I. Band p. 191.

2) a. a. O. p. 195.

3) cf. die Theorien von Swainson, Hamilton, Smith, Agassiz und der sogen. amerikanischen Schule bei Waitz a. a. O. p. 216—226.

Tiere der verschiedenen Landstriche diesen ursprünglich eingebildet sind, so sind auch die eigentümlichen Typen, in welche die Menschheit nach der Beobachtung aller (!) Zeiten zerfällt, rein autochthonisch; die Menschenrassen verhalten sich, wie zwei nahestehende Tiergattungen (species.“) [1])

In der neuesten Zeit endlich mussten jene nicht ganz vorurteilsfreien Theorien, welche aus allmählich in einander übergehenden und mannigfaltig gemischten Rassenverschiedenheiten scharf trennende Völkerschranken gemacht, umfassenderen Anschauungen weichen, wie sie bereits gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts Blumenbach vertrat, wenn er sagte: „omnes inter se confluere et sensim unam inalteram transire hominum varietatem videbis, ut vix ac ne vix quidem limites inter eas constituere pateris“. [2]) Bei solchem Standpunkt der heutigen anthropologischen Wissenschaft dürfte man leicht geneigt sein, Kants Darlegungen ohne weiteres mit jenen glücklich überwundenen Theorien in eine Linie zu stellen.

Allein abgesehen davon, dass er die Begriffe „Art“ und „Rasse“ streng scheidet und infolgedessen trotz der scharfen principiellen Abgrenzung seiner „Rassen“ die „Einheit des Menschengeschlechts“ beizubehalten vermag, wird eine historisch-objektive Betrachtungsweise sich der Überzeugung nicht verschliessen, dass Kants ethnologische Theorien ein ernstes Streben nach tieferer Begründung des Problems zum Ausgangspunkt und strenge logische Konsequenz, sowie eine befriedigende Systematik zur Folge haben. Das, worin Kant bei der Aufstellung seiner scharfsinnigen Begriffsbestimmung nach der Anschauung unserer Zeit gefehlt haben dürfte, ist eben dem mangelhaft überlieferten Material zuzuschreiben.

Denn Kant hält es nach innerster Überzeugung für *bewiesen* („durch alle Erfahrung bestätigt, jederzeit eines Experimentes fähig“), was er zum Grund- und Eckstein seiner Theorie gemacht hat, dass nämlich bei der Ver-

---

[1]) Aufsatz über die Menschenrassen (Deutsche Vierteljahrsschrift 1838.)
[2]) de gen. hum. variet. I. Aufl. p. 41, cf. II. Aufl. p. 49.

mischung von Individuen aus verschiedenen *Rassen* die charakteristischen Merkmale von beiden Seiten *unausbleiblich* sich vererben, demnach *notwendig* jederzeit eine halbschlächtige Zeugung (Mulatten, gelbe und rote Mestizen, schwarze Karaiben) sich ergebe. Wo dies nicht der Fall ist, da waren eben die Eltern nur die Repräsentanten von Varietäten. [1])

Denn der einzige wahre Probirrstein der Verschiedenheit der Rassen ist die *unausbleibliche* Anartung beiderseitiger Eigentümlichkeiten der Eltern; diese wird bei den vier genannten Rassen durch alle Erfahrung bestätigt; sie kann aber nicht durch das Klima allein erklärt werden, sondern nur durch Annahme ursprünglich angelegter Keime. (p. 348 und 49.)

Wie unsicher dieser Probierstein jedoch ist, das hat mehr als die Einwürfe Forsters und Herders — Kant selbst bewiesen, indem er auf die einzige Nachricht von Pallas[2]) hin, „dass die erste Zeugung von einem Russen mit einer Mongolin (Burätin) sogleich schöne Kinder gebe", die vorher mit denselben Zweckmässigkeitsgründen verflochtene kalmückische oder hunnische Bildung stillschweigend als eigene Rasse fallen liess.[3])

Übrigens hat Kant mit seinem Suchen nach einem auf die Zeugung und Verwandtschaft begründeten *natürlichen* System der Anthropologie nicht etwas Willkürliches, Abruptes angestrebt, sondern er stand damit in engster Beziehung zu den Tendenzen der gleichzeitigen und vorangehenden Biologie. —

Schon Linné[4]) hob in seinem Natursystem hervor dass die von ihm aufgestellten Gruppen *künstliche* seien, dass dagegen die Auffindung des natürlichen Systems die

---

1) cf. die oben erwähnten Theorien von Geoffroy, St. Hilaire, Edwards und Waitz (Anthrop. I p. 191—95).

2) Über die Mongolischen Völkerschaften 1776 S. 99.

3) Nach Ritter Erdkunde III, 386 (bei Waitz I p. 196) scheint nächst dem Negertypus gerade der *mongolische* eine sehr bedeutende Selbständigkeit bezüglich der Vererbung der Rassenmerkmale bei Vermischung zu besitzen.

4) cf. Carus Geschichte der Zoologie p. 500 ff.

Hauptaufgabe bilde, und macht in seiner philosophia botanica (1750), für die Botanik wenigstens, den Versuch, solche natürliche Gruppen *(Familien)* aufzustellen. J. Ray [1]) und Buffon wenden diese natürliche Methode besonders auf die Zoologie an zur Artbestimmung: „Tiere, welche mit einander fruchtbare Junge erzeugen, gehören zu ein und derselben Gattung (species)," Kant übertrug dieselbe auf die Anthropologie zur *Rassenbestimmung* und Girtanner, ein begeisterter Anhänger Kants, auf die gesamte Biologie; er sagt in der Vorrede: „Die Gedanken Kants hätten, wenn sie einer sorgfältigen Prüfung wären unterworfen worden, dem Studium der Naturgeschichte notwendig eine ganz neue Richtung geben müssen" und ferner: „Bei langem Nachdenken über den Kantischen Grundsatz habe ich gefunden, dass derselbe nicht bloss von den Menschenrassen gilt, sondern dass er ein allgemeines Gesetz ist, welches auf die ganze organisierte Natur angewandt werden kann".

Ein anderer zeitgenössischer Fachmann Dr. Gruber [2]) äusserst sich dahin: „Ich weiss nicht, warum sich die neueren Naturgeschichtsschreiber des Menschen nicht der von Kant gesetzten Bestimmungen bedienen, ich zweifle, ob man eine bestimmtere — Definition der anthropologischen Begriffe finden würde".

Allein die auf das Gesetz der Vererbung und Fortpflanzung sich gründende Natureinteilung des Philosophen wurde verdrängt durch die von den gleichzeitigen grossen Anatomen: Blumenbach, Hunter, Sömmering, Camper und Ludwig [3]) vertretene klassifikatorische Richtung, welche das Menschengeschlecht nach *äusseren* anatomischen Merkmalen (durch Camper und Blumenbach die Kraniologie

---

[1]) in dessen „Weisheit Gottes in den Werken der Schöpfung" findet sich (nach Home a. a. O. p. 6) bereits obige sonst immer Buffon zuerst zugeschriebene Definition.

[2]) in den erläuternden Anmerkungen (p. 259) zu seiner Übersetzung von Blumenbach's de. gen. hum. variet. III. Aufl. 1798.

[3]) cf. seine Naturgeschichte der Menschenspecies Leipzg. 1796 p. 199: „Nur das, was zufällig ist, bestimmt den Begriff der Rasse (Varietät) in naturhistorischem Sinne".

hinzugenommen) in Rassen-(Varietäten) einzuteilen strebte, was ihr aber ebensowenig gelang als der ersteren. —

Im engsten Anschluss an das oben dargelegte ethnologische Problem behandelt Kant ein *anthropo-geographisches:* nämlich das der Einwirkung des Klimas auf den Menschen.

Kant nennt Luft, Sonne und Nahrung äussere oder *Gelegenheitsursachen*,[1]) welche im allgemeinen grössere oder geringere „Lokalmodifikationen" am tierischen Körper hervorbringen, ja, wenn sie lange genug und namentlich in den frühesten Entwicklungsstadien wirkten, sogar auf die Zeugungskraft Einfluss gewinnen und durch Entwicklung zweckmässiger Anlagen zur Rassenbildung führen können.

Er geht nun die verschiedenen Zonen durch, um auszuführen, welche Veränderungen das betreffende Klima zur zweckmässigen Anpassung in der Menschengattung hervorgerufen hat.

Der Mensch, in die *Eiszone* versetzt, musste nach und nach in eine *kleinere* Statur[2]) ausarten, weil bei dieser der Blutumlauf in kürzerer Zeit geschieht, der Pulsschlag also schneller und die Blutwärme grösser ist.

Das Resultat eines längeren Aufenthalts in *trockener Kälte* ist nach Kant die kalmückische Bildung; alle nicht gerade notwendige Entwicklung wird nach und nach gehemmt; daher Fehlen des Bartwuchses, Stumpfheit der Nase, dünne Lippen, blinzelnde Augen, flaches Gesicht u. a.

Diese Charakterzüge haben sich auch nicht verloren, als die Mongolen (deren Stammsitze Kant nach einer Bemerkung Herodots über die Argippäer IV, 23 am Uralgebirge annimmt) in südlichere, gemässigtere Gegenden Asiens einwanderten, ja sie potenzierten sich bei demjenigen

---

1) in der „physischen Geographie" (W. W. VI p. 613) dagegen: „Weil die Farbe der Menschen durch alle Schattirungen der gelben, braunen und dunkelbraunen, endlich in dem heissen Erdstrich zur schwarzen wird, so ist wohl zu sehen, dass die Hitze des Klimas *Ursache* davon sei. (Hier steht Kant noch ganz auf dem Standpunkt Buffons und im Widerspruch mit seinen Ausführungen in den Aufsätzen; ein deutlicher Beweis dafür, dass seit 1774 im ethnographischen Teile des Manuscripts keine Änderung mehr vorgenommen wurde).

2) cf. Montesquieu livre XIV c. II.

Zweige der mongolichen Rasse,[1]) welcher vermutlich lange Zeit im nördlichen Amerika sich aufhielt und erst allmählich über diesen ganzen Erdteil sich ausbreitete, wobei er in den heisseren Himmelsstrichen eine wesentliche Änderung seiner Hautfarbe ins dunkelrote erhielt; auch das *Naturell des Amerikaners,* welches eine gewisse Kälte und Unempfindlichkeit, eine halb erloschene Lebenskraft verrät, kann am natürlichsten für die Wirkung einer kalten Weltgegend angesehen werden.

Dass übrigens das Naturell der Indianer zu keiner *völligen* Angemessenheit mit irgend einem Klima gelangt ist, lässt sich daraus entnehmen, dass auf keine Art besser erklärt werden kann, warum diese Rasse zu schwach für schwere Arbeit, zu gleichgiltig für emsige und unfähig für alle Kultur, noch tief unter dem Neger selbst steht.[2])

Die grösste *feuchte Hitze* muss dagegen bei einem Volke, das darin alt genug geworden ist, um seinem Boden völlig anzuarten, gerade das Gegenteil der *kalmückischen* Bildung hervorbringen: Begünstigung der Entwicklung der schwammigen Teile des Körpers, Stulpnase, aufgeworfene Lippen, ölreiche Haut, Überfluss an Eisenteilchen im Blute,

---

1) Buffon (Ausgabe 1778 Tom. V p. 117) wagt es noch nicht, die Amerikaner als einen Zweig der Tartaren anzunehmen, obwohl er die auffallendsten Ähnlichkeiten im Äusseren und in den Sitten hervorhebt; er glaubt die beiden Rassen getrennt „par une vaste mer"; erst als die von den Russen entdeckten Inselgruppen der Aleuten und Kurilen das „embarras sur la possibilité de la migration" beseitigten, schloss er (p. 145 Supplem. zur II. Ausgabe) auf die gemeinsame Abstammung und liess die Amerikaner über Kamtschatka in den neuen Erdteil einwandern.

2) Diese ungünstige Ansicht über die Indianer hatte namentlich Buffon, der, um das Fehlen der Negerbildung in den tropischen Teilen der neuen Welt zu erklären, ihre Bewohner als ein noch junges, durchgehends auf der Stufe der Wildheit (sauvages) stehendes, einförmiges Volk und das dortige Klima als ein durch die Erhebung über die Meere sowie durch Urwälder gemässigtes hingestellt hatte, und Herr von Pauw, in seinen Recherches philosophiques sur les Americains Berlin 1771 verbreitet; der Abt Clavigero sucht im Deutschen Merkur 1786 III. Quartal in zwei ausführlichen Abhandlungen die Lichtseiten Amerikas und seiner Bewohner hervorzuheben.

welche sich zum Teil im rete Malpighi niederschlagen. Kurz es entstand der Neger, stark, fleischig, gelenk, aber unter der reichlichen Versorgung seines Mutterlandes faul, weichlich und tändelnd.[1])

Eine Wirkung der trockenen Hitze scheint die olivengelbe Farbe, welche (nach Ives voyage from England to India London 1773) auf kontinuirlicher Gallabsonderung beruhen mag, die kalten Hände und vielleicht die verringerte Blutwärme, sowie das ganze Naturell der Inder zu sein.

Das Resultat des kalten und feuchten Klimas ihrer Stammsitze, welche sich vom nördlichen Deutschland bis zum altaischen Gebirge erstreckten und allerwärts unermessliche Wälder in einem ziemlich kalten Erdstrich aufwiesen, dürfte die *hochblonde* Rasse[2]) sein, die nächst nördliche Abartung der weissen, doch brünetten Stammgattung.

Im übrigen finden wir in Kants physischer Geographie schon recht treffende klimatologische[3]) Anschauungen; er führt z. B. an, dass alle Länder, selbst kalte Erdstriche im Winter ein desto gemässigteres Klima haben, je näher sie am Meere liegen, dass die Ostküsten[4]) unserer Kontinente weit strengere Winter haben als die oft viel nördlicher gelegenen Westküsten; „im südlichen *China* z. B. ist es unter der Breite von Neapel so kalt, dass es ansehnlich friert, in Nord-Amerika sind in der Breite von Frankreich so strenge Winter als im nördlichen Teile von Schweden";

[1]) Der deutsche Übersetzer von Voltaire's Philosophie der Geschichte J. J. Harder (Leipzig 1768 p. 12) leitet die stumpfen Nasen und dicken Lippen der Neger davon her, dsss sie als kleine Kinder bei jedem Schritte der Mutter, welche sie auf dem Rücken trägt und ihnen die Brust über die Schultern reicht, ihr Gesicht an den Rücken stossen!! —

[2]) genau dieselbe Ableitung bei Vitruv lib. VI c. 1, tom. I p. 149 (nach Home Versuche I p. 32.)

[3]) Über den Stand der Klimatologie um 1775 findet sich eine treffliche Übersicht in Gatterers Abriss der Geographie p. 126—40.

[4]) auch Montesqu. weist darauf hin in seinem Bericht über *das Klima* Nord-Asiens, wobei er als Quellen le voyages du nord tom VIII und l'histoire des Tartares et la Chine du P. du Halde (1736) angibt. (cf. livr. XTII c. III.)

er bemerkt ferner, „dass es im südlichen Hemisphär kälter sei als im nördlichen unter gleicher Breite (eine Folge der grossen Eisschollen, die von den Regionen des Südpoles in diese Gegenden getrieben werden p. 593) und giebt eine ausführliche Erklärung der Monsune und ihrer Ursachen (W. W. VI p. 587, p. 800—802; cf. zur Erläuterung der Theorie der Winde 1756 W. W. VI 283—98.)

Durch Unterschied des Klimas und der Nahrung kann nach Kants Anschauung sogar in demselben Lande in verschiedenen Provinzen ein verschiedener *Schlag* von Menschen hervorgebracht werden (wie sich die Böotier, die einen *feuchten*, von den Athenern, die einen trockenen Boden bewohnten, unterschieden), welche Verschiedenheit oft freilich nur einem aufmerksamen Auge kenntlich ist, von anderen aber belacht wird."

Von sonstigen anthropo-geographischen Bemerkungen, die sich bei Kant (meist in der physischen Geographie) zerstreut finden, möchten wir noch folgende hervorheben:

„Der trennenden Wirkung der Wüsten verdankt z. B. Afghanistan seine Unabhängikeit von Persien.

Die meisten Kriege sind eine Folge mangelnder oder nicht berücksichtigter physischer Grenzen.

Nur die reiche Tierwelt macht die Polarregionen bewohnbar. — Ergössen sich die Ströme in Russland südlich, so wäre das für das ganze Reich von dem ausgezeichnetsten Nutzen, aber nun fliessen sie fast alle in das nördliche Eismeer."

Eingehend beschäftigt er sich mit der anthropo-geographischen Bedeutung der Gebirge, indem er sich bemüht, neben den *physischen*, auch die mittelbaren sozialen Bedingungen in das rechte Licht zu setzen:

„Es sollen die Leute, die um und auf den Bergen wohnen, sehr stark und tapfer sein und auf alle Weise ihre Freiheit zu behaupten suchen.[1]) Allein diese politische Freiheit der Gebirgsvölker rührt vornehmlich daher, weil

[1]) Die folgende Auseinandersetzung scheint namentlich gegen Montesqu. (livr. XVII c V) gerichtet. Auch die Dichtung eines seiner Lieblingsdichter A. v Haller „die Alpen" gab Kant Veranlassung zu derartigen Reflexionen.

es in dergleichen Gegenden sehr leicht ist, sich mit wenigen Leuten gegen grosse Heere zu verteidigen und weil die notorische Armut der Gebirgsländer, welche die eigenen Bewohner zum Herumziehen nöthigt, nicht geeignet ist, Eroberer anzulocken.

Es scheint, dass der besondere Charakter der Gebirgsbewohner nicht sowohl in der eigentümlichen Beschaffenheit der hier herrschenden Luft (Klima), als vielmehr in der harten Erziehung seinen Grund habe, welche die ganzen Verhältnisse veranlassen.

So ist auch nicht die Luft die Ursache von dem Heimweh der Gebirgsbewohner, vielmehr die Sehnsucht nach den das Gemüt befriedigenden einfachen patriarchalischen Zuständen, welche dieselben nirgends anders als auf ihrem vaterländischen Boden antreffen zu können glauben.

Dies gilt nicht bloss von den Gebirgsbewohnern, sondern überhaupt, je ärmlicher das Land, je beschwerlicher die Erhaltung des Lebens, je entfernter die Sitte vom Luxus ist, um so stärker ist die Sehnsucht nach der Heimat bei ihren entfernten Bewohnern, z. B. bei allen sogen. Wilden. —

Auch der höhere Grad von Mut, wodurch die Gebirgsbewohner sich auszeichnen, ist weniger auf Rechnung der „Luft" zu setzen, als der grösseren Anstrengung der Körperthätigkeit, zu welcher die Kärglichkeit der Lebensbedürfnisse und daher entstandene Zwistigkeiten und Kriege jene Leute nötigen."

In diesem Zusammenhang bringt Kant auch eine allzusehr an Rousseau [1]) erinnernde Bemerkung über das Verhältnis von Lebensart und Freiheit: „Diejenigen Völker, welche von Pflanzen leben, sind am freiesten, weil sie solche überall vorfinden Diejenigen, welche von Pferden und von der Milch derselben, wie die Tartaren, ihre Nahrung hernehmen, folgen zunächst nach ihnen Weniger frei aber sind diejenigen, die von Haustieren und der eigentlichen Viehzucht leben Die grössten Sklaven von allen

1) Rousseau, sur l'inegalité parmi les hommes II. Abschn.

sind endlich solche Völker, die den Ackerbau treiben, indem sie nicht überall ein dazu bequemes Land antreffen."

Solche Stellen, deren es leider in der uns vorliegenden physischen Geographie nur wenige giebt, verstatten uns einen Einblick in die Art und Weise, wie Kant durch mündlichen Vortrag das Thema seiner Vorlesungen zu verlebendigen und dem Gemüt wie der Einsicht nahezubringen wusste, und lassen uns begreifen, inwiefern Kant gerade nach dieser Seite hin, welche in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte" ihren vollkommensten Ausdruck fand, anregend und bestimmend auf Herder gewirkt hat.

Eine wie hohe Auffassung von der Geographie, zumal von der sogenannten „historischen", Kant unter dem nicht zu verkennenden Einflusse Montesquieus [1]) gewann, zeigen uns einige Andeutungen, die er in der Einleitung zur physischen Geographie giebt:

„Die physische Geographie ist also ein allgemeiner Abriss der Natur und macht nicht allein den Grund der Geschichte, sondern auch den aller übrigen möglichen Geographien aus. Hierher gehören demnach: die *moralische* Geographie, in der von den verschiedenen Sitten und Charaktern der Menschen, nach den verschiedenen Gegenden. geredet wird; [2]) ferner die *politische* Geographie, welche sich gänzlich auf die physische zu gründen hat, ebenso wie die Gesetze sich auf die Beschaffenheit des Bodens und der Einwohner beziehen; [3]) die *merkantilische* [4]) Geographie; hier wird angezeigt werden müssen, warum und woher ein Land dasjenige im Überfluss hat, dessen ein anderes entbehren muss.

---

[1]) den Kant in der physischen Geographie auch wiederholt erwähnt. cf. W. W. VI, 617.

[2]) Montesqu. livr. XIV c. II spricht von einer Art „Moralzonen", Wirkungen des Klimas auf Temperament und Charakter.

[3]) cf. Montesqu. a. a. O. c. I idée generale; c. III; c. X (in heissen Klimaten muss z. B. die Unmässigkeit strenger bestraft werden; Weinverbot des Islam), c. IV (Vergleich der Gesetze der Germanen in der Heimat mit denen der Wetsgoten in Spanien.)

[4]) Mont handelt hierüber sehr ausführlich und treffend in livr. XXI und livr. XX.

(„Mehr als irgend etwas hat die Handlung die Menschen verfeinert und ihre gegenseitige Bekanntschaft begründet"); endlich die *theologische* [1]) Geographie. Da die theologischen Prinzipien (die verschiedenen Religionen) nach der Verschiedenheit des Bodens mehrenteils sehr wesentliche Veränderungen erleiden (z. B. die christliche Religion im Orient und Occident), so wird auch hierüber die notwendigste Auskunft gegeben werden müssen."

Kant steht mit dieser *weiten* Fassung des Begriffs- und der Aufgaben der Geographie im vorigen Jahrhundert nicht allein. In dem wiederholt erwähnten „Abriss der Geographie" von Gatterer (1778) wird dieselbe eingetheilt in:

I Gränzkunde (horismographie)

1) mathematische, 2) physische.

II. Länderkunde.

1) allgemeine; 2) neue; 3) alte.

III. Staatenkunde.

1) alte (375); 2) mittlere (1517); 3) neue.

IV. Menschen- und Völkerkunde.

Geographie

1) der Menschenkörper; 4) der Produkte;
2) der Sprachen, 5) der Kultur,
3) der Religionen, 6) der Handlung,
7) der Geographie
(Geschichte der Geographie).

Im Vergleich zu solcher und ähnlicher [2]) Auffassung der Geographie gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts wie einseitig und dürftig erscheint uns jene „geographische

[1]) Montesqu. a. a. O. c. IV und V (die Philosophie des Nirvana ein Produkt des ind. Klimas) cf. défense de l'esprit des loix: Climat (es gibt Klimastriche, wo gewisse Religionsgebräuche leichter angenommen und ausgeübt werden durch das Volk dieses Klimas, als durch die Bewohner eines anderen); ferner livr. XIV c. XIII u. XIV: „Es scheint das Klima zu sein, welches der christlichen und der muhamedanischen Religion ihre Grenzen vorgezeichnet hat"

[2]) cf. Herders Schulrede: „Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit der Geographie" 1784.

Statistik", in welcher Form noch vor 30 und 40 Jahren die Geographie in der Schule allein gekannt und gefürchtet war. Nur allmählich hat unter direkter Anregung von A. v. Humboldt, K. Ritter und Peschel[1]) die „physische Geographie" und endlich die „vergleichende Erdkunde" als allgemeines Bildungsmittel Eingang gefunden.

An diese Darstellung der ethnologischen und anthropogeographischen Anschauungen Kants möchten wir unmittelbar diejenigen der betreffenden Anschauungen bei *Joh. Reinh. Forster* dem durch seine glückliche Beobachtung und scharfsinnige Verknüpfung des Beobachteten für die physische wie für die historische Geographie gleich bedeutenden Gelehrten und Reisenden, anschliessen; es geschieht dies nicht nur des Gegensatzes wegen, der vielleicht gegen die obigen Darlegungen Kants zutage tritt, sondern mehr noch um den gewaltigen Fortschritt zu bezeichnen, den wenige Jahrzehnte nach dem Auftreten des ersten „Lehrers" der Geographie und jedenfalls nicht ohne dessen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluss diese Wissenschaft zu verzeichnen hat. Und diesen Fortschritt verdankte sie, wie jede Wissenschaft, der harmonischen Verbindung von Denken und Beobachten, von Philosophie und Empirie.

Denn während Kant Zeit seines Lebens nie über einen beschränkten Umkreis seiner Vaterstadt Königsberg[2]) hinaus-

---

[1]) Dieser nennt in einem Aufsatz: die Erdkunde als Unterrichtsgegenstand (Deutsche Vierteljahrsschrift 1868 II) eine derartige statist. Geogr. Ortskunde und sagt weiter: „Die Aufgaben der Erdkunde haben sich hauptsächlich durch das Auftreten von Humboldt und Ritter zu einer ungeahnten Würde erhöht; ist doch ihr Ziel nichts anderes, als die Abhängigkeit der menschlichen Gesellschaft von der physischen Beschaffenheit des Wohnorts und die Wirkung von Naturgesetzen in den grossen historischen Begebenheiten unseres Geschlechtes nachzuweisen?" —

[2]) Kant selbst dachte nicht gering von der Bedeutung Königsbergs für den Geographen (s. Vorrede zur Anthropologie:) „Eine grosse Stadt, der Mittelpunkt eines Reiches, die eine Regierung, eine Universität und dabei noch die Lage zum Seehandel hat, welche duch Flüsse aus dem Innern des Landes sowohl, als auch mit an-

kam und demnach nur aus mündlichen und gedruckten Berichten seine Kenntnis von der Erde und ihren Bewohnern gewinnen konnte, hatte dagegen Reinh. Forster, ausgerüstet mit gründlichen naturwissenschaftlichen und philosophischen Kenntnissen, auf einer dreijährigen Fahrt um die Erde (13. Juli 1772 bis 30. Juli 1775) reichliche Gelegenheit, seine „Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittliche Philosophie" zu machen.

Ein eigentümlicher, glücklicher Zufall hatte es den beiden deutschen Gelehrten, Reinh. und G. Forster, ermöglicht, an einer derartigen Expedition teilzunehmen. Ihr Vaterland selbst war bei seiner traurigen Zersplitterung nicht im stande, an den hauptsächlich um „wissenschaftlicher Zwecke" [1]) willen von England und Frankreich, später auch von Russland ausgerüsteten „Reisen um die Welt" in hervorragender Weise sich zu beteiligen; sondern wie bei der ersten grossen Teilung der Erde im Zeitalter der Entdeckungen konnte deutsche Thatkraft und deutscher Scharfsinn nur in fremden Diensten das Ihrige zur Erweiterung unserer Kenntnis von der Erdoberfläche beitragen. So befanden sich auch die beiden Forster (seit 1766) in England zur Zeit, als Cook von seiner ersten Reise um die Welt zurückkehrte. Es sollte noch in demselben Jahre eine neue Expedition unter des erprobten Seemanns Leitung ausgerüstet werden.

Cooks wissenschaftlicher Begleiter auf der ersten Reise, Banks, der auf eigene Kosten mit einem Maler und einem schwedischen Naturforscher Solander sich der ersten Expe-

---

grenzenden entlegenen Ländern von verschiedenen Sprachen und Sitten einen Verkehr begünstigt, eine solche Stadt wie etwa Königsberg kann schon für einen schicklichen Platz zur Erweiterung der Menschen- wie der Weltkenntnis genommen werden, wo diese auch ohne Reisen erworben werden kann." —

1) G. Forster ist sich des Unterschiedes der Motive zu den damaligen und den früheren Entdeckungsreisen wohl bewusst; er sagt in der Vorrede zu seiner „Reise um die Welt" (1778—80), der wir auch die folgenden Angaben entnehmen: „Columbus wurde unterstützt, weil er neue Quellen von *Reichtümern* entdeckte; es war späteren Zeiten vorbehalten, die *Wissenschaft* als Siegerin zu sehen."

dition angeschlossen hatte, gedachte, auch diese zweite, noch besser ausgerüstet, mitzumachen; allein um geringfügiger Forderungen willen zerschlug er sich mit dem Ministerium, und dieses engagierte mit den 4000 £, welche von der durch das Parlament zum besten der Reise ausgesetzten Summe noch übrig waren, andere Gelehrte und Zeichner, darunter die beiden Forster.

Nach der Rückkehr von der Reise liess man in nicht gerader nobler Weise die beiden Deutschen doch noch empfinden, dass sie „Ausländer" waren.

Anfänglich wollte man nämlich, dass Reinh. Forster. der bereits vier Monate nach seiner Rückkunft dem Könige ein botanisches Werk: Characteres generum plantarum, quas in insulis maris australis colleg. 1776 überreicht hatte, aus seinem und Capitän Cooks Tagebuch *eine* Erzählung machen sollte; bald wurde man anderen Sinnes und wollte jedes Tagebuch für sich abdrucken lassen. Die Lords des Admiralitäts-College beschlossen, die neue Reisegeschichte mit einer Menge Kupfer zu zieren und schenkten die Unkosten des Stichs (über 2000 £) zu gleichen Teilen dem Capitän Cook und R. Forster. Nach dem Vergleich vom 13. April 1776 sollte Forster nicht berechtigt sein, eine zusammenhängende Geschichte der Reise zu schreiben, daher beschränkt er seine Arbeit bloss auf einzelne philosophische „Bemerkungen".

Allein man verwarf auch diese Arbeit und entzog ihm endlich sein Anrecht auf die Kupferplatten ganz und gar.

Wir können den Engländern in gewisser Beziehung für ihr hämisches Gebahren nur dankbar sein; denn die „Bemerkungen" haben ohne Zweifel für die Wissenschaft höheren Wert, als wenn Reinh. Forster nach dem Geschmack[1]) jener Zeit eine blosse Reise„*beschreibung*" geliefert hätte.

---

[1]) G. Forster, welcher, durch den Vergleich nicht gebunden, an seines Vaters Stelle jene Reisebeschreibung verfertigte, schildert seine Gesichtspunkte folgendermassen: „Ich habe mich immer bemüht, die „Ideen" zu verbinden, welche durch verschiedene Vorfälle veranlasst wurden. Meine Absicht dabei war, die Natur des Menschen soviel

Zur Gewinnung richtiger und mannigfaltiger Vorstellungen auf dem Gebiete der Völkerkunde und Anthropogeographie war es für Forster besonders günstig, dass er seine Beobachtungen vorzugsweise an drei auf verschiedenen Stufen der Gesittung stehenden und zugleich durch mannigfache Körpermerkmale sich unterscheidenden Gruppen von Naturvölkern anstellen konnte, nämlich an den polynesischen und melanesischen Bewohnern des Südseearchipels, sowie an denjenigen des Feuerlands. Hier in diesen ziemlich einfachen Verhältnissen, wo noch nicht eine mannigfache Schichtung und vielfache Durchkreuzung von Natur- und Kulturmomenten den Blick verwirrte, wurde ein offenes Auge wie von selbst darauf hingewiesen, die langsame, aber stetige und darum so erfolgreiche Einwirkung der Natur auf die physischen, psychischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände und Handlungen von *Völkern* zu beobachten, welche der sanften Beeinflussung eines *milden* Himmelsstrichs, wie Pflanzen dem Sonnenlicht willig nachgaben, oder der rauhen, unfreundlichen Gewalt eines *ungünstigen* Klimas nicht den siegreichen Widerstand eines erfinderischen Geistes und unbeugsamen Willens entgegenzusetzen vermochten (Feuerländer).

Und auf der anderen Seite mussten die leicht wahrnehmbaren körperlichen und geistigen Unterschiede unter Bewohnern ein und desselben Himmelsstrichs (Polynesier und Melanesier) einen kritischen Kopf auf die *anderen* Faktoren aufmerksam machen, welche *neben* der Natur des gegenwärtigen Wohnortes die anthropo-geographischen Erscheinungen hervorzubringen pflegen.

---

als möglich in nähreres Licht zu setzen und den Geist auf den Standpunkt zu erheben, aus welchem er eine ausgebreitetere Aussicht geniesst und die Wege der Vorsehung zu bewundern imstande ist. Zuweilen folgte ich dem Herzen und liess meine Empfindungen reden. Eine einzige Bemerkung, die von grossem Nutzen für die Nachwelt ist, nur ein Vorfall, der unsere Mitmenschen in jenem entfernten Weltteil glücklich macht, vergilt wahrlich alle Mühseligkeiten der Seefahrt und schenkt den grossen Lohn, das Bewusstsein guter und edler Handlungen!“

So trafen denn bei R. Forster die objektiven und subjektiven [1]) Bedingungen, ein günstiges Beobachtungsgebiet und ein feiner, zur Auffassung des Einzelnen wie zur philosophischen Abstraktion gleich geschickter Sinn, glücklich zusammen, um seine „Bemerkungen" zu einer nach Methode und Resultaten höchst wichtigen Urkunde für die historische Geographie zu machen und zugleich die Erwartungen aufs glänzendste zu erfüllen, die man von dem deutschen Gelehrten hegte: „man erwartete nämlich von R. Forster eine *philosophische* Geschichte der Reise, von Vorurteil und gemeinen Trugschlüssen frei, worin er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen und in der Naturkunde überhaupt ohne Rücksicht auf willkürliche Systeme, bloss nach allgemeinen *menschenfreundlichen* Grundsätzen darstellen sollte." [2])

Dies hat schon Herder [3]) rühmend anerkannt, indem er sagte: „Der Ulysses dieser Gegenden, R. Forster, hat uns die Arten und Abarten des Menschengeschlechtes daselbst so gelehrt und verstandreich geschildert, dass wir ähnliche Beiträge zur philosophisch-physischen Geographie auch über andere Striche der Erde als *Grundsteine* zur *Geschichte* der *Menschheit* zu wünschen haben." —

Nicht mit Unrecht nennt man das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts das Zeitalter der „Humanität". Der „Mensch" stand im Mittelpunkt der gelehrten Forschung wie des populären Interesses. Ein doppeltes Problem hatte schon die vorangehende Periode lebhaft beschäftigt, einmal die Frage nach dem Verhältnis der *Natur zum Menschen*,

---

1) Wie die beiden Forster ihre Aufgabe als „wissenschaftliche" Reisende auffassten, dürften am besten einige Zeilen des jüngeren zeigen: „Ein Reisender, sagt er, der nach *meinen* Begriffen alle Erwartungen erfüllen wollte, müsste Rechtschaffenheit genug haben, einzelne Gegenstände richtig und in ihrem wahren Lichte zu beobachten, aber auch Scharfsinn genug, dieselben zu verbinden, allgemeine Folgerungen daraus zu ziehen, um dadurch sich und seinen Lesern den Weg zu neuen Entdeckungen und künftigen Untersuchungen zu bahnen."

2) Vorrede zu seiner Reise um die Welt.

3) „Ideen" II. Teil p. 29 (ed. Düntzer.)

sodann die umgekehrte: nach dem *Verhältnis des Menschen zur übrigen Natur*. Die Übertreibung rücksichtlich des ersteren hatte die merkwürdige Erscheinung der oft naiven, platten Teleologie und Physikotheologie des Rationalismus [1]) ins Leben gerufen, deren Naturbetrachtung darin gipfelte: „Alles, was ist und geschieht, ist und geschieht um des *Menschen* willen, zur Förderung seines Nutzens und seiner Glückseligkeit. [2]) [3])

Die Einseitigkeit in der Beantwortung des zweiten Problems: „Wie verhält sich der Mensch zur Natur?“ führte zu Rousseaus Betrachtungsweise des Menschen als blossen *Naturwesens* und zu jener unhistorischen Überschätzung des Naturzustandes gegenüber dem Kulturzustande: „Wir Wilde sind doch *bessere, freiere* und *glücklichere* Menschen.“

Jedoch diese Einseitigkeiten verschwanden bald (auch bei Rousseau grossenteils in seinen späteren Schriften): *Verstand* und *Gemüt*, welche in jenen oben erwähnten Erscheinungsformen der menschlichen Spekulation *getrennt* operiert hatten, vereinigten sich nun zu gemeinsamer Thätigkeit und das letztere gab dem ersteren den nachhaltigen Impuls zu eifrigen Forschungen über das Wesen des Menschen und die Geschichte seines Geschlechts.

Diesem Zuge der Zeit verdankt die Fülle von Psychologien und Anthropologien in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre Entstehung. An sie reihten sich eine

---

[1]) Beispiele bei Zeller Geschichte der neueren Philosophie.

[2]) cf. schon in Häckhels Allgemeine und Neueste Weltbeschreibung (1739), herausgegeben von Bartholomäi, Ulm 1753: Cap. II v. 1 und 2. „Warum dieses Weltgebäude schön zu nennen sei? Es ist solches zu des Menschen *Nutzen* geschaffen.“

[3]) Von Voltaire oft mit beissendem Spotte gegeisselt, auch von Kant einer scharfen Kritik unterzogen, z. B. W. W. 1 p. 246 und 252 u. a. W. W. VI p. 266—67: „Was in der Welt zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen gereicht, das, stellt man sich vor, sei bloss um unsertwillen da und die Natur beginne keine Veränderungen, die irgend eine Ursache der Ungemächlichkeit für die Menschen werden, als um sie zu züchtigen, zu drohen oder Rache an ihnen zu üben.“

Menge von Kulturgeschichten [1]) der Menschheit und eine zahlreiche Reiseliteratur [2]) gab Stoff, diese oder jene Lieblingsmeinungen zu bestätigen oder zu widerlegen.

Den Ausgangs- und Vereinigungspunkt für alle diese wissenschaftlichen Bestrebungen bildete der Gedanke, den Rousseau an die Spitze seines Discours sur l'inégalité parmi les hommes stellte: „Die Kenntnis des Menschen

---

1) Um nur die bedeutendsten und bei Kant, Forster und Herder am öftesten zitierten zu erwähnen: Thom Abbt. Auszg. aus d. allg. Welthistorie, Halle 1766. (Der von Herder hochverehrte Vorgänger in Bückeburg ist noch allzusehr in der theologischen Betrachtungsweise der Kulturgeschichte befangen.)

Voltaire la philosophie d'histoire, erweitert zum essai sur les moeurs.

Iselin, Geschichte der Menschheit 1768 (auf R. Forsters kulturhistorische Ansichten von grossem Einfluss); Home H. (Lord Kaimes) Versuche über den Menschen. 2 Bde. (Deutsch 1774.)

Adelung, Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechtes, Leipzig 1782.

Herders Ideen (1784—91).

Meiners Grundriss der Geschichte der Menschheit 1786 (in sehr knapper Form; wertvoll durch die Übersicht über die Reiseliteratur).

Vierthaler, Kulturgeschichte der Menschheit, Salzburg 1788 ff. (von Klemm neben Herders Ideen als das bedeutendste kulturgesch. Werk des vorigen Jahrhunderts hervorgehoben.)

Tetens Philosophische Versuche über die menschliche Natur. 2 Bde. 1777.

2) Zu grösseren *Sammelwerken* vereinigt (s. bei Canzler, Abriss der Erdkunde nach ihrem ganzen Umfange (1790 p. 30 ff.) und bei Gatterer, Abriss der Geographie p. 117.

Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande, Leipzig 1747. (21 Bde. 4°.)

Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen zu Wasser und zu Lande, Göttingen 1750—64. (11 Teile 8°.)

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem Auszuge, Berlin 1765—85. (25 Bde.)

Neue Sammlung Berlin von 1786 an.

Neue Sammlung von Reisebeschreibungen, herausgegeben von *Ebeling;* Hamburg 1780—90. (10 Bde.)

Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen, *Frankfurt* und Leipzig 1780—90. (10 Bde.)

Sammlung kurzer Reisebeschreibungen, herausgegeben von Bernouilli, Berlin 1781—86. (16 Teile.)

hat unter allen seinen Wissenschaften den grössten Nutzen und ist noch am wenigsten bearbeitet worden.[1])

Auch R. Forster teilte die Anschauung, welche die Wissenschaft, zumal die geographische, im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts beherrschte; er sagt in der Einleitung zur deutschen Ausgabe seiner „Bemerkungen“: „Natur im weitumfassendsten Wortverstande: Erde, Meer und Luft, organische und belebte Körper, hauptsächlich über *das Menschengeschlecht* war der Gegenstand des Verfassers. Soviel auch bereits über den Menschen gesagt worden ist, so wenig

---

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, herausgegeben von Reinh. Forster, Berlin 1790 ff.

Dazu kommen zahlreiche Zeitschriften für Länder- und *Völkerkunde*:

Deutscher Merkur, Weimar 1773—89.

Neuer deutscher Merkur von 1789 an.

Deutsches Museum, Leipzig 1776 - 88.

Berliner Monatsschrift.

A. F. Büschings Magazin für die Historie und Geographie, Hamburg 1767—89. (22 Bde. 4a.)

Fabri, Geogr. Magazin, Dessau (1783—89).

Göttinger. Magazin der Wissenschaften und Literatur, herausgegeben von Lichtenberg und G. Forster (1783—86).

Bernouillis Archiv zur Neueren Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkenntnis, Leipzig 1783—89.

Beiträge zur Völker- und Länderkunde, herausgegeben von J. R. Forster und C. Sprengel, Leipzig 1781 — 89 (fortgesetzt von G. Forster).

Historische und geographische Monatsschrift, herausgegeben von Fabri und Hammerdörfer 1788 (im darauff. Jahr in ein historisch. und geogr. Journal umgewandelt).

Büschings Wöchentliche Nachrichten von neuen Landcharten, geogr., statist. und historischen Büchern und Sachen, Berlin 1773—87 (fortgesetzt von Canzler) u. a.

Canzler, Archiv für die Länder-, Völker- und Staatenkunde (von 1786 an).

Dort findet sich p. 160 eine „Nachricht“ an das *deutsche Publikum* wegen Herausgabe eines grossen (115 Blätter) Atlasses durch Schrämbl in Wien.

All dieses hinlängliche Beweise für das rege Interesse an Länder- und Völkerkunde gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts, wodurch die Gegenwart fast übertroffen wird.

1) Ähnlich lautet die Einleitung zu Buffon de la nature de l'homme und zu Kants Anthropologie.

scheint gleichwohl dessen physische Geschichte, im Ganzen betrachtet, eine vollständige Bearbeitung erhalten zu haben. Diesem erhabensten und wichtigsten Teile der Naturgeschichte habe ich viele Zeit gewidmet," und dem VI. Hauptstück „Vom Menschengeschlechte" (welches gut $^2/_3$ des ganzen Werkes umfasst) gibt er Pope's Worte zum Motto: The proper study of mankind is man.

Versuchen wir nun von Forsters ethnologischen und anthropo-geographischen Anschauungen einen kurzen zusammenhängenden Überblick zu gewinnen!

Gegen Voltaire, Home u. a., welche die Menschheit in verschiedene ursprüngliche *Arten* sondern wollen, hält Forster an der *Einheit* des Menschengeschlechtes fest (p. 230 ff); bei genauerer Untersuchung erscheinen die Unterschiede nicht so tiefgehend, vielmehr die *Abstufung* in Gestalt, Grösse, Farbe und äusserlichen Verschiedenheiten fast unmerklich.

Woher kommen nun diese Verschiedenheiten, speziell diejenigen der beiden Stämme im Südmeere?

Forster zerlegt die Frage zunächst in zwei Teile (p. 232); er betrachtet zuerst die *physischen* Unterschiede: Farbe, Grösse, Gestalt und Bildung, besondere Mängel oder willkürliche Umgestaltungen.

Auf die *Farbe* des menschlichen Körpers haben unstreitig drei Ursachen wichtigen Einfluss: Luft, Sonne und Lebensart (z. B. Reinlichkeit, der Grad von Bekleidung u. a.).

Die Neger, meint Forster, findet man um so schwärzer, je näher sie der Linie wohnen; eine Ausnahme davon bildet nur das Wohnen auf Inseln oder auf Hochebenen mit kühlenden Luftströmungen. (z. B. in Abyssinien und Quito.) [1])

Die Grösse und Stärke des menschlichen Körpers hängt vornehmlich vom Klima, der Nahrung und Bewegung ab. Die Wärme (p. 235) begünstigt die Entwicklung des animalischen Organismus, die Kälte hemmt sie, zumal wenn die

[1]) Ähnlich sagt auch Kant in der phys. Geogr. (W. W. VI p. 614): „dass die Hitze des Erdstrichs hieran schuld sei, ist daraus zu ersehen, dass in eben demselben Lande diejenigen die in den flacheren Teilen desselben wohnen, weit schwärzer sind als die in hohen Gegenden Lebenden.

Wirkung jener durch Reichlichkeit der Nahrung und sorglose Behaglichkeit (z. B. bei den Bewohnern der Societäts-Inseln besonders bei der vornehmen Klasse), diejenige der letzteren durch ungenügende Ernährung, elende Wohnungen und harte Arbeit unterstützt wird; Übung und Arbeit verleihen dem gemeinen Manne auf Tahiti die Festigkeit der Muskeln, obwohl er innerhalb der Tropen wohnt

Weniger glücklich ist Forster mit der Behauptung, dass die Hitze ausdörre und eine hagere Statur verursache; er berücksichtigt hierbei zu wenig den Faktor der Feuchtigkeit, welche, wie namentlich Desor[1]) in seinem Aufsatz über das Klima von Nord-Amerika hervorhebt, die Muskel- und Drüsenbildung (Wohlbeleibtheit) befördert, während *trockenes* Klima vorzugsweise hagere Statur zur Folge hat.

Bei der Betrachtung der Klimawirkungen geht Forster überhaupt sehr umsichtig und kritisch zu Werke; er verfällt nicht wie Hume Montesquieu gegenüber, welch letzterer dem Einflusse des Klimas *zu viel* zuschrieb, in das entgegengesetzte Extrem p 244.

Er ist sich bewusst, dass „unser Leben zu kurz, unsere historischen Nachrichten von den Völkerwanderungen zu unvollständig, unsere physikalischen Beobachtungen viel zu neuerlich erst angefangen worden sind, um uns hierüber sichere Entscheidungen zu erlauben."

Er zieht — darin einsichtiger und vorsichtiger als die meisten seiner Zeitgenossen — namentlich die entweder historisch nachweisbaren oder zu vermutenden Veränderungen des *Wohnsitzes* in den Kreis seiner Erwägungen.

Ähnlich wie auf den Inseln der Südsee wohnen auch in unserem europäischen Norden zwei in Bezug auf Farbe der Haut, der Augen und des Haares von einander abweichende Völker: Germanen und Slaven.

Das Klima ihres *gegenwärtigen* Wohnortes erklärt jedenfalls den Unterschied nicht. Wir müssen daher zur Erklärung dieser und ähnlicher Thatsachen nach Zeit und

[1]) cf. Centralblatt für Naturwissenschaft und Anthropologie, Jahrgang II S. 114.

Ort rückwärts gehen und die *Wanderungen* der Völker in Betracht ziehen. So fallen die Wanderungen der Slaven aus dem Süden in eine weit spätere Periode als die der Germanen: „Diese hatten daher Zeit, sich daselbst zu bleichen und weisser als die übrigen europäischen Stämme zu werden; auch lebten sie von jenen südlicheren Nationen abgesondert und unvermischt, während jene weitmehr Veranlassung hatten, sich mit den dunkler gefärbten Asiaten zu vermengen. Wenn demnach zwei verschiedene Stämme, nachdem sie auf ihren Wanderungen ganz verschiedene Himmelsstriche durchzogen haben, in ein und dasselbe Klima zusammenkommen, dabei aber ihre ihnen eigene Lebensart behalten — und jede Vermischung vermeiden —, so können sie allerdings in Ansehung der Farbe und Grösse, des Temperaments und der ganzen physischen Konstitution sehr weit von einander verschieden bleiben."

Von diesem allgemein ethnologischen Satze aus kommt Forster zu dem Schlusse (p. 247), „dass die zwei Rassen in der Südsee ursprünglich ganz verschiedener Herkunft gewesen sein mögen."

An die eben geschilderte Art ethnologischer Schlussfolgerung, welche durch ihre Umsicht und Vorsicht den Verfasser der „Bemerkungen" weit über das Verfahren seiner Zeit hinaushebt, reiht sich eine zweite, welche nach Resultat und Methode ihn geradezu mit den Ethnologen der Gegenwart auf eine Stufe stellt, nämlich die Untersuchung der Frage: „Woher kamen diese beiden Rassen?" Wenn man die herrschenden Ostpassatwinde sowie die kleinen Fahrzeuge der Polynesier in Erwägung zieht, möchte man in Versuchung geraten, die ersten Ansiedler aus *Amerika* nach den Inseln des Südmeeres wandern zu lassen.

Allein dieser erste Anschein blendet nur; denn Amerika scheint selbst nicht gar lange vor Ankunft der Spanier erst bevölkert worden zu sein, es fanden sich nur zwei einigermassen volkreiche und gesittete Staaten vor, deren Entstehung kaum 4 Jahrhunderte vor der spanischen Eroberung erfolgt sein mag, das ganze übrige Amerika war sehr dünne bevölkert, während verschiedene von den Inseln der

Südsee kurze Zeit nach der Entdeckung Amerikas von den Spaniern so volkreich gefunden wurden, wie sie heute noch sind, es herrscht ferner nicht die entfernteste Ähnlichkeit der Sprachen, der Körperbeschaffenheit und Sitten; die Bewohner des amerikanischen Kontinents waren endlich von jeher elende Seeleute mit kleinen zu Seefahrten unbrauchbaren Kähnen, so dass eine Entfernung von 600—1000 Seemeilen für sie ein unüberwindliches Hindernis gewesen wäre.

Von *Neu-Holland,* dessen kleine, wenig zahlreichen Bewohner weder die Kulturpflanzen noch die Haustiere, weder die wohnlichen Hütten noch die festgezimmerten Boote der Polynesier besitzen und nach Sprache, Sitten und Gebräuchen grosse Verschiedenheit von den Oceaniern aufweisen, können die Inseln gleichfalls nicht bevölkert worden sein.

Wir sehen uns also genötigt etwas mehr nordwärts zu gehen, wo die Inseln des Südmeeres mit den südostasiatischen gleichsam zusammenhängen.

Auch diese werden zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen Menschenrassen bewohnt, von denen die eine die Küstenstriche, die andere die inneren Gebirgsgegenden in Besitz hat; die Gebirgsleute sind vermutlich die älteren Bewohner (sie zeigen grosse Ähnlichkeit mit den Melanesiern) die anderen hingegen malayischen Ursprungs.

Forster kommt schliesslich zu dem Resultate, dass die östlicheren[1]) Inseln der Südsee von den ostasiatischen Eilanden her — etwa über Borneo, die Philippinen, Ladronen und Karolinen (p. 500) nach den Freundschaftsinseln —

---

[1]) Peschel waren vermutlich diese Schlussfolgerungen Forsters nicht bekannt; denn obwohl dieser p. 500 ausdrücklich sagt: „Die fünf Völkerschaften, welche zur ersteren (weisseren) Rasse gehören, scheinen mit den Malayen verwandt und von da über Borneo u. s. w. ins Südmeer gekommen zu sein," steht doch in der Geschichte der Erdkunde p. 581: „Chamisso behauptete am *frühesten,* dass die malayischen Stämme von Südostasien ihre Wanderfahrten über das stille Meer bis zur Osterinsel *gegen* die Richtung der Passate vollführt hätten."

ihre Bevölkerung erhalten haben, die westwärts gelegenen (der innere Ring ausser Neuseeland) aus der Nähe von Neu-Guinea etwa von der dunklen Urbevölkerung der Molukken

„Wären die Wörterbücher, ruft er aus, aller der verschiedenen hieher gehörigen Sprachen vollständiger, so hätte man vielleicht den Ursprung der beiden südländischen Rassen noch bestimmter von *einzelnen* asiatischen Stämmen herleiten können!"

„Aus Mangel historischer Urkunden und Denkmäler ist es jedoch unmöglich, vom Ursprung und den Wanderungen dieser Nationen etwas gewisses zu erfahren; ja es wären nicht einmal entfernte Mutmassungen möglich gewesen, wenn man nicht ihre Sitten und Gebräuche, [1]) ingleichen ihre Sprache [2]) dabei hätte zu Hilfe nehmen wollen."

Nicht bloss die *körperlichen* Verschiedenheiten sind durch geographisch-klimatologische Ursachen bedingt, sondern auch die Unterschiede der *Gemütsbeschaffenheit* und der *Kulturstufe.*

Im allgemeinen schreibt Forster den Bewohnern einer warmen Klimazone ein *lebhafteres* Temperament, (p. 239) aber auch einen Hang zum Leichtsinn zu (p. 208).

Zu den für sich und andere angenehmen Eigenschaften eines heiterne *Temperaments* zeigten die Bewohner der

---

1) Aus einer eingehenden Vergleichung der Sitten, Gebräuche und Meinungen der Einwohner der Karolineninseln (nach Des Brosses hist. des navig. aux teres australes tom II p. 445—551) mit den eigenen Beobachtungen auf den Südseeinseln war es Forster zur Gewissheit geworden, dass die Bewohner der letzteren in einem entfernten Zeitalter von denen der Karolinen entsprossen sein müssen.

2) Forster legt sehr hohes Gewicht auf die Sprachvergleichung; schon Banks hatte auf der ersten Cook'schen Reise ein kleines Wörterverzeichnis der Sprache auf Tahiti angelegt; aber Forster stellte selbst „eine Tabelle über die auf den Inseln des Südmeeres üblichen Sprachen, verglichen mit den Sprachen anderer, gegen Osten und Westen wohnender Völker" zusammen und glaubte daraus namentlich eine Verwandtschaft der ersteren mit den malayischen Idiomen und eine durchgehende Verschiedenheit von den mittel- und südamerikanischen (Mexiko, Peru und Chile) erkennen zu müssen.

Gesellschaftsinseln (gleichfalls nicht ohne Mitwirkung des Klimas) die glückliche Anlage eines lebkaften *Geistes*, welche, durch Erfahrung entwickelt, der Klugheit und Überlegung in so hohem Grade fähig wird, dass sie sich in allen Vorfällen des Lebens durchhelfen können.

Dagegen bemerkte er nie einen Ausdruck der Freude und Zufriedenheit bei den Feuerländern[1]) (p. 266), vielmehr waren ihnen diese sittlichen, geselligen Gefühle ganz fremd, mit dummer Gleichgiltigkeit begafften sie das Schiff und seine einzelnen Teile; ihr leeres Starren drückte gar selten einiges Verlangen nach den Sachen aus, die man ihnen anbot. —

Bei den *Neuseeländern* (p. 284) hatte dagegen das sanftere Klima die Fasern nicht so erhärtet, wie bei den starrenden Pescherähs, und wie ihr Blut sich freier bewegt und den ganzen Gliederbau mehr belebt, so werden sie auch mehrerer *Empfindungen* fähig und bereichern ihren *Verstand* mit einer grösseren Menge von Begriffen.

Allerdings sind es nicht bloss die *unmittelbaren* Wirkungen des Klimas, welche eine derartige physische und intellektuelle Beschaffenheit zur Folge haben, als vielmehr die *mittelbaren*.

Die Insulaner im Südmeer fand Forster auf verschiedenen Stufen ihrer Vervollkommnung, je nachdem sie sich der wohlthätigen Wärme mehr oder weniger zu erfreuen hatten.

„Unter dem milderen Himmelsstrich (p. 255) ist ihre *Speise* mannigfaltiger, häufiger, ihre Wohnung geräumig, reinlich, bequem, ihre Kleidung zierlich und künstlich; die Bevölkerung stärker, das gemeine Wesen, die öffentliche Sicherheit stehen auf festerem Fusse, sittliche Grundsätze werden tiefer empfunden, besser befolgt; die Gemüter sind lenksam und lernbegierig, Begriffe von einem höchsten Wesen, von der Schöpfung, von dem zukünftigen Leben heben sie

---

1) Banks hatte auf Cooks erster Reise denselben Eindruck von ihnen gewonnen (cf. Hawkesworth II. Bd.): „Im ganzen scheinen diese Leute nicht nur die armseligsten und hilflosesten, sondern auch die dümmsten von allen menschlichen Wesen und der Auskehricht der Natur zu sein.“ — Endlich Kapitän Wallis (a. a. O. I. Bd. p. 230)

allmählich auf eine höhere Stufe der individuellen sowohl als der bürgerlichen Glückseligkeit."

„An des Eisgürtels Grenze dagegen, wie elend, wie bedauernswert die wenigen zerstreuten Einwohner!"

Ihr physischer, wirtschaftlicher und politischer Zustand ist in jeder Beziehung mangelhaft.

„Sie sind jedem Angriff blossgestellt, ohne Empfindung für Grosses und Schönes in tierischer Betäubung gleichsam erstarrt; ohne andere Regel als das Gesetz des Stärkeren feindselig, wo der Zufall es erlaubt, ja von aller Menschlichkeit und mitteilenden Liebe entwöhnt."

Solche direkt nachweisbare Bedingtheit des Gesamtkulturzustandes eines Volkes *durch das Klima* findet, wie Forster kritisch bemerkt, nur da statt, wo die Menschen sich von der Leitung durch die Natur nur wenig emancipiert haben, wo noch nicht jene ausserordentlichen (rein historischen und socialen) Veranlassungen zu unablässigem Fortschritt in der Kultur sich wirksam erweisen, welche in Europa von grösstem Einfluss sind.

Ohne Verkehr mit solchen Kulturvölkern, welche durch eine besondere Verkettung von glücklichen Umständen die höchsten Stufen der Gesittung erstiegen haben, scheint der Mensch nur nach *Verhältnis des milderen Erdstrichs,* den er bewohnt, *von der Natur* zum Genusse des geselligen Lebens geführt zu werden. „Bei solchen (Natur-) Völkern behauptet das Klima sein Recht und verursacht den Verfall der Menschen, je nachdem es unfreundlicher wird."

Diese Bemerkungen (p. 256) drängten sich unserem philosophischen Reisenden auf, als er die Feuerländer und Neuseeländer mit ihren Nachbarn verglich, die unter einem sanfteren Himmel wohnen.

Übrigens wirkt auch hier, wie in allem, das Mittelmass am günstigsten.

So ist der Bewohner der *heissen Zone* (p. 301) ein unruhiges Geschöpf, dessen Leidenschaften keinen Zügel kennen, und der Wilde *an beiden Polen* ein Gemisch von Dummheit und träger Gleichgiltigkeit.

„Dagegen scheint die Natur *für glücklich organisierte* Menschen in einem *sanften* Erdstrich alles mit Macht dahin zu leiten, dass ihre *physische* und *sittliche Glückseligkeit* befördert und entwickelt werde. Daher die frühe Aufklärung, die Grösse und der Glanz der assyrischen und und ägyptischen Reiche, die im gemässigten Erdstrich gelegen sind." —

So sehr nun Forster durch seine Beobachtungen auf den Südseeinseln zu der Überzeugung gedrängt wurde, dass hier „alles auf das Klima deute als auf die erste und ergiebigste Quelle, aus welcher der Fortschritt der Einwohner zu einer so hohen Stufe auf der Leiter der Menschheit entspringt," so verschloss er sich doch nicht gegen die Wahrnehmung (p. 262), dass weiter *nach Westen* in derselben Entfernung vom Pol, unter einerlei Parallelkreisen und in *dem nämlicheu glücklichen Klima* Inseln liegen, deren Einwohner gleichwohl weit hinter den Tahitiern und ihren Verwandten zurückstehen und weder so gesittet, noch im Besitz so vieler Vorteile der Kultur sind.

Es gibt also — folgert er daraus — *ausser der Einwirkung des Klimas* unfehlbar *noch eine andere Ursache* dieser merkwürdigen Verschiedenheit. Diese andere Ursache ist keine physische, keine geographische, sondern eine sociale, eine menschliche: nämlich die Erhaltung oder der *Verlust der Kultur-Tradition;* doch können auch hierbei, wie sich unten zeigen wird, Ursachen der ersteren Art in positivem oder negativem Sinne günstig sich erweisen.

„Je mehr die Kenntnisse (p. 263) (der vorangegangenen Generation) bei einem Volke aufbewahrt wurden, je mehr es suchte, sie seiner neuen Lage, seinem jetzigen Klima und anderen Nebenumständen anzupassen, je schneller es auf jenem ersten Grunde fortbaute und von einem Begriff zum anderen, von Grundsätzen zu Grundsätzen stieg: desto vollkommener, gesitteter, glücklicher wird ein solches Volk.

Verlor es dagegen seine angeerbten Kenntnisse, es sei nun, dass das Klima oder die neue Lage oder irgend etwas anderes die vorigen Regeln vereitelte und dass keine neue

Einrichtung an die Stelle der verlorenen kam, so musste es verfallen, ausarten und unglücklich werden."

Diese schöne ethnologische und kulturhistorische Reflexion [1]) erklärt nun am besten den Kulturunterschied nicht nur zwischen den beiden Rassen im *Tropengebiet* der *Südsee,* von denen die erstere (s. o.) räumlich und zeitlich die Verbindung mit dem asiatischen Festlande (namentlich mit dem Kulturherd: Hinder-Indien) noch am längsten aufrecht erhalten hatte, sondern auch zwischen Feuerländern und Neuseeländern und Eskimos andererseits (cf. p. 264—67; 280, 287 ff.) Seite 264—66 ist in lichtvoller Weise geschildert, wie das Verdrängtwerden in ein unfreundlicheres Klima den Verlust der angeerbten Kenntnisse (der Tradition) bewirken kann.

Hier findet ein ausgewandertes oder vertriebenes Naturvolk die Früchte seiner wärmeren Heimat nicht mehr, welche dort ohne Menschenhilfe reiften, das neue Land und dessen einheimische Produkte, wenn es überhaupt solche in grösserer Menge giebt, sind ihm noch unbekannt; es irrt überall nach einem noch ungewissen Unterhalte umher.

Die ganze Lebensart verändert sich, die angeerbten Gewohnheiten, die Sprache, ja die ganze physische und psychische Beschaffenheit selbst wird umgeschmolzen. Bei der nomadisierenden Lebensweise bleibt die Zahl der Bevöl-

---

[1]) R. Forster wendet hier den dem deutschen Rationalismus sehr geläufigen Gedanken der „Erziehung" (vergl. Lessing, „Erziehung des Menschengeschlechts") auf die Kulturentwicklung an, wie es vor ihm am eingehendsten Iselin in seiner „Geschichte der Menschheit 1767" gethan hatte. Forster hatte, wie er in der Einleitung erwähnt, viele Sätze eines „menschenfreundlichen Iselin" sich zum „Leitfaden dienen lassen" und was er gegen Ende seiner „Bemerkungen" (p. 501) sagt, bezieht sich ganz auf diesen Vorläufer Herder's: „Der Vergleich der Tahitier mit den Melanesiern giebt ein sicheres Merkmal, dass das Klima nicht die einzige Quelle der Volksglückseligkeit ist, sondern dass Erziehung einen wenigstens ebenso *mächtigen Einfluss* darauf haben müsse. Daher vergleicht man die auf verschiedenen Stufen der Kultur befindlichen Völker ganz richtig mit den *verschiedenen Stufen des menschlichen Alters* vom Knaben bis znm Manne, mit dem Unterschied u. s. w."

kerung stets gering, nichts Grosses, Gemeinsames wird ausgeführt, nichts Wichtiges von dem ungeübten Verstande erfunden.

Die Natursorge nimmt alle Kräfte des Geistes und Körpers in Beschlag; mithin verschwinden nach und nach aus der Sprache alle Begriffe, die nicht auf Fischerei und Jagd Bezug haben, es bleibt nur das *tierische* Leben mit seinen Bedürfnissen und Trieben; vom Bewusstsein edler Thaten aber, vom ruhmvollen Kampfe für die Tugend und das Vaterland, erhabener und ausgebreiteter Weisheit, kurz von der ganzen Zierde des Menschen regt sich kein Funke mehr in ihrer Brust.

Ein Glück, dass diese Menschen selbst ihres elenden Zustandes sich nicht bewusst werden; ihre Lebensart ist ihnen zur anderen Natur geworden; sie geben ihr vor allen anderen den Vorzug.

Seite 284—87 wird an einem Beispiele aus der eigenen Erfahrung, an einem Vergleich zwischen Neuseeländern und Feuerländern, die Richtigkeit der Theorie dargethan. „Das sanftere neuseeländische Klima, die grössere Volksmenge, die Pflege des Ackerbaues (wenigstens auf der Nordinsel) die wahrscheinlich nähere Verwandtschaft mit solchen Hauptvölkern, die noch bessere Erziehungsgrundsätze besassen, scheinen sich hier vereinigt zu haben, um den Neuseeländern einen höheren Platz anzuweisen."

„Selbst die Bewohner der Südinsel, deren Klima sich von dem des Feuerlands nicht so sehr unterscheidet, haben von ihren nördlichen Vorfahren so manche Kenntnisse beibehalten und unter sich fortgepflanzt, so dass sie, trotz ihrer Zerstreuung und Absonderung, gleichweit über die Pescherähs hinwegsehen."

So sind auch die Eskimos (p. 280), welche von den anderen amerikanischen Völkern „Fremdlinge" genannt werden und nach ihren Gesichtszügen, ihrer kleinen Statur, ihrer Sprache, Kleidung und Sitten zu schliessen, am spätesten nach dem amerikanischen Kontinent gekommen sind, gesitteter als ihre Nachbarn; alle ihre Einrichtungen verraten mehr Kraft. Was anderes, als ihre noch *neuliche*

Verbindung mit Asien konnte diese Begriffe des geselligen Lebens, diese Kunstfertigkeiten, diese wohlgeordnete Verfassung bei ihnen so lebhaft erhalten?“

Wo nicht die *Gunst* eines sanften Klimas und einer reichen Natur die Völker selbst zur höheren Gesittung leitet, da kann der Mensch nur mit Hilfe der *Kunst* (durch energische Anstrengung der Kräfte des Geistes und Willens beim Einzelnen wie beim Ganzen) sich zur bürgerlichen Glückseligkeit hinaufschwingen. So nimmt Forster an (p. 300), dass auch die Griechen, welche bei ihrer Wanderung durch rauhere Himmelsstriche einen Teil der angeerbten Kenntnisse einbüssen mussten, nur durch Kunst unter Leitung und beständiger Mitwirkung der weisesten Männer, nach mehr als 100jähriger Kulturarbeit, den Gipfel erstiegen, wo sie von Mit- und Nachwelt als das glücklichste unter allen Völkern verehrt wurden.

„Aber welchen schöpferischen Geist und welche unbeschränkte Macht, ihm Nachdruck zu geben, erheischt nicht jenes unfreundlichere Klima (wie das des nördlichen Europa), damit die zarte Blüte der Volksglückseligkeit daselbst sich öffnen könne, damit die harte Fiber biegsam und die Seele im erstarrten Körper rege werde! Nur mit unwiderstehlicher Kraft und Geistesgrösse zwingt ein Peter der Grosse sein rauhes, träges Volk, in einem halben Jahrhundert aus skythischen Finsternissen hervorzugehen.“ —

Wir versuchten im Vorhergehenden, aus den feinen, auch für unsere heutige Betrachtungsweise wertvollen *ethnologischen* und *kulturhistorischen* Beobachtungen und *Reflexionen* Forsters, in welchen sich, wie in einem Gewebe Zettel und Einschlag, so die geographischen und historischen, die natürlichen und menschlichen Bedingungen der Völkergeschichte mannigfach durchkreuzen, immer dem Faden der Gedanken unseres philosophischen Reisenden folgend und zum Schmucke seine eigenen Worte hineinknüpfend, ein kleines zusammenhängendes Webestück zu liefern; möge es verstattet sein, hieran in etwas loserer Form einige von der einsichtigen Auffassung geographischer Verhältnisse bei Forster zeugende spezifisch *anthropo-geographische* Bemerkungen,

welche sich in seinem Werke an verschiedenen Orten zerstreut finden, anzuschliessen!

Die Hauptursache des starken Körperbaues bei Gebirgsbewohnern sieht Forster (p. 207) nicht sowohl in dem Höhenklima an und für sich, sondern in dem *höheren Grade von Aktivität*, wozu dieselben schon durch das Auf- und Absteigen veranlasst werden.[1])

Eine verschiedenartige Wirkung der Isolirung durch peninsulare oder insulare Lage ergiebt für Forster ein Vergleich zwischen Patagoniern und Feuerländern (p. 259): bei jenen ist ihre abgesonderte Lage das beste Mittel, die Ausartung der edlen, herkulischen Rasse zu verhindern; diese dagegen sind gerade durch ihre Verdrängung vom Kontinent in ihre gegenwärtige traurige Lage versetzt worden und stehen deshalb ähnlich den Bewohnern der Südinsel von Neuseeland auf niedrigerer Kulturstufe als die stammverwandten nördlicheren Nachbarn.[2])

Die Bedeutung der *Inseln* als Völkerbrücken[3]) hat F. in zwei Fällen vollkommen gewürdigt (p. 253): „Es lässt sich den Völkerwanderungen von Asien her nach Polynesien durch eine Reihe von Inseln nachspüren, von denen selten 2 auf 100 Seemeilen von einander entfernt sind."

(p. 280): „Die Inseln zwischen Amerika und Asien verbinden gleich einer Kette diese grossen Weltteile und *erklären* die Besiedelung des ersteren vom letzteren aus."

Auch die Kulturbedeutung der Inseln[4]) wird sehr umsichtig erörtert:

(p. 302): „Auf den Inseln ist der Fortgang der Gesittung leichter als auf dem festen Lande; denn wo die Menschen überflüssigen Raum haben sich auszubreiten, da zerstreut sie der kleinste Zwist, sie werden von Verbindungen

1) cf. Ratzel Anthropogeographie p. 202—204.
2) Ratzel a. a. O. p. 98 ff.
3) Ratzel a. a. O. p. 100.
4) cf. bei Montesqu. livr. XVIII c. IV über die anthropo-geographische Bedeutung der *Inseln* (günstig für politische Freiheit im Innern und Unabhängigkeit gegen aussen; für Erhaltung der einheimischen Gebräuche und Gesetze).

abgehalten und können sich nicht so leicht zur gemeinsamen Gegenwehr vereinigen. Das wüste, noch unbebaute Land hat immer noch Wildpret und Waldfrüchte im Überfluss, die eine langwierige und mühsame Handarbeit entbehrlich machen. Auf den Inseln jedoch sind die Einwohner schon mehr gezwungen, sich *zusammenzuhalten*. Dagegen werden wir auf gar zu kleinen Eilanden, wo es an Raum für eine grosse Volksmenge und weitläufige Pflanzungen fehlt, nicht den *nämlichen Grad der Kultur* und der wohlgeordneten Verfassung finden wie auf grösseren (Vorzug von Tahiti vor den Nachbarinseln).

„Überhaupt vermute ich (p. 332), dass jene Völker, sich selbst überlassen, zwar nicht leicht auf eine geringere Stufe der Vervollkommnung zurücksinken, jedoch *wegen des unbeträchtlichen Umfangs ihrer Inseln* auch nie mit schnelleren Schritten zur höheren Kultur gelangen werden, wofern nicht ausserordentliche Mittel hinzukommen."

Einem anderen Kapitel der Anthropogeographie, nämlich der Bedeutung der *Pflanzen und Tiere* für *die menschliche Kultur*, bringt Forster gleichfalls ein offenes Auge entgegen.

In dieser Beziehung herrschte überhaupt bei der ganzen Expedition, vor allem bei ihrem Leiter Cook, ein feines Verständnis, welches sich in menschenfreundlichen Handlungen äusserte. Sie führten den Neuseeländern (p. 272) Hühner und Schweine zu, den Neukaledoniern schenkten sie Hunde und Schweine; den Tannesen, Mallikolesen und Einwohnern der Tongainseln Hunde, den Tahitiern Ziegen, und Forster glaubte, dass in der Folge *diese Tiere* auf die Lebensart der Völker merklichen Einfluss haben und sie grösstenteils verändern werden.

Er fand einen ansehnlichen Vorzug von Tahiti und den Societätsinseln für ihre Kultur in dem *grösseren Überfluss* und der mannigfaltigeren Abwechslung von *Lebensmitteln*[1]) als anderwärts im Südmeere; „dies in Verbindung mit der behaglicheren Wohnung ist schon eine Verfeinerung der Sitten, eine Art von schönem Luxus."

[1]) p. 376 F. fand Gelegenheit in Tahiti allein 48 Namen essbarer Fische aufzuschreiben, Cook fand sogar 156.

Er sieht den Grund (p. 274), warum die Eskimos vor den Feuerländern in Bezug auf Nahrung, Kleidung, Werkzeuge und Wohnung so vieles voraus haben, zum grossen Teile darin, dass jene von Land- und *Seetieren* (Renntier; Walfisch- und Robbenfang; Seevögel; Fische) leben können, die Pescherähs dagegen hauptsächlich auf Miesmuscheln und andere Schaltiere angewiesen sind; die Eskimos sammeln überdies mehrere Gattungen von Beeren und den Seetang, sie stehen überhaupt auf einer höheren Stufe der Geschicklichkeit und des bequemen Genusses.

Den Einfluss des Tier- oder Pflanzenreiches auf die Lebensart und damit auf die Kulturentwicklung eines Volkes schildert Forster in folgenden bemerkenswerten Sätzen: [1]) „Das Tierreich ist nicht so sehr in unserer Gewalt als das Pflanzenreich (p. 326), wir können es nicht nach Willkür fruchtbar machen. Lebte der Mensch überall bloss vom Fleisch der Tiere und blieb er im Hirtenstande, so würde er diehöheren Stufen physischer sowohl als sittlicher und bürgerlicher Glückseligkeit nicht erreichen. Die Quelle aller irdischen Vervollkommnung, die Hauptstütze (p. 376), woraut die starke Bevölkerung unserer Länder und die Vereinigung grosser Gesellschaften sich gründet, ist der *Ackerbau. Alle Pflanzen,* hauptsächlich aber die sogenannten Kulturpflanzen, können durch menschlichen Fleiss zum Erstaunen vermehr werden; Viehzucht scheint übrigens mit Ackerbau vereint sein zu müssen, wenn ein Volk den *höchsten Grad möglicher Kultur erreichen soll.*“

Endlich versäumt Forster, obwohl er vorwiegend Geograph ist, nicht, jenen *historischen* Faktor nachdrücklich zu betonen, der, nachdem ein Volk einmal die ersten Schritte zu stetiger, dauernder Kultur gethan hat, mehr als alles andere hindrängt, zu immer vielseitigerer Entfaltung der geistigen und körperlichen Anlagen im Menschen und zu immer intensiverer Ausnützung und produktiverer Benützung der geographischen Gegebenheiten fortzuschreiten: nämlich die *Zunahme* der *Bevölkerung.*

[1]) Vergl. den wohlthuenden Gegensatz zu der oben (p. 45 und 46) angeführten Kant-Rousseau'schen Anschauung.

„Die zunehmende Bevölkerung (p. 302) im engen Bezirk ihres Eilandes — bemerkt er von den Bewohnern von Tahiti — nötigte sie zum *Anbau* jener Pflanzen, die ihnen sonst ohne ihr Zuthun Sättigung verschafften (p. 376); denn *starke Bevölkerung* ist nur auf *Grund des Anbaues* nützlicher Gewächse möglich (p. 377); und ferner: *nur zahlreiche* Gesellschaften in Ländern, welche an Lebensmitteln und anderen Erfordernissen *Überfluss haben*, sind vorzüglich dazu geschickt, grosse und wichtige Verbesserungen in der Lebensart zu entdecken und alle Zweige der Künste und Wissenschaften mit Erfolg zu kultivieren. (Hinweis auf Egypten, Mesopotamien, Indien, China.)

Bei Jäger- und Fischervölkern dagegen werden die Kräfte nicht zu gsösseren Unternehmungen vereint; Erfindungen, Erfahrungen und Kenntnisse bleiben isoliert, nichts Grosses, wozu die Arme einer Menge nötig sind, wird unternommen; in einer geringen Anzahl von Menschen ist auch weniger Wahrscheinlichkeit, ein Genie anzutreffen, als in zahlreichen Gesellschaften.

Mit einem Worte: Die Bevölkerung der Länder steigt im Verhältnis mit der höheren Gesittung und dem künstlicheren Anbau; beide sind aber zugleich Folgen der grösseren Volksmenge.[1])

Wir schliessen hiermit die Darstellung der auch für unser heutiges Denken anregenden ethnologischen und anthropo-geographischen Anschauungen J. Reinh. Forsters.

Eine auch nur flüchtige Vergleichung seiner „Bemerkungen" mit solchen der Vorgänger und Zeitgenossen, der Naturforscher wie der Philosophen, über Gegenstände aus demselben Gebiet lässt uns die Überzeugung gewinnen, dass er, was feines, verständnisvolles Eindringen in das Wesen der sogenannten Naturvölker und die verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung, was zartes, lehrreiches Aufdecken

[1]) cf. Buffon Tom V p. 119 (1778) La multiplication des hommes tient encore plus à la société qu'à la Nature ff. (wo auch das bei Forster ausgesprochene Gesetz der *Wechselwirkung* zwischen Kultur und Volkszahl sich findet).

der geheimen Beziehungen zwischen Natur und Menschheit, was klare, liebevolle Darstellung der von ihm selbst geschauten ethnologischen Zustände und Verhältnisse betrifft, sie alle weit hinter sich lässt.

Dies erhellt am deutlichsten, wenn wir die „Geschichte der neuesten Reisen um die Welt zu Entdeckungen im Südmeere (1764—72)“ von Hawkesworth (deutsch von J. Fr. Schiller, Berlin 1775), also die unmittelbarsten Vorarbeiten zu Forsters „Bemerkungen“ durchmustern.

Die Geschichte der Reise des Kommodore Byron und des Kapitän Wallis, welcher seit den Weltfahrten der Spanier und Holländer zuerst Otaheiti wieder entdeckte, ist nichts als eine tagebuchartige Beschreibung persönlicher Erlebnisse, worin sogar die Berichte über das eigene und der Mannschaft Befinden einen grösseren Raum einnehmen, als diejenigen über das Wesen und Treiben der fremden Länder und Völker.

Auch bei Carteret, welcher 1767 zuerst nach dem inneren Inselring, dem Wohnsitz der Melanesier, kam, finden wir nicht einmal die Frage nach dem Woher der seltsamen Völkergruppierung, geschweige einen Versuch zu ihrer Beantwortung.

Selbst in dem meist auf Banks Aufzeichnungen beruhenden Bericht über Kapitän Cook's erste Reise, wo uns das verständnisvolle Eingehen des echten Forschers auf die Natur und die Menschen und eine über den Ton des gewöhnlichen Tagebuchs weit hinausgehende Sprache entgegentritt, vermissen wir noch ganz und gar, was Forsters Werk zu einem wissenschaftlichen im höchsten Sinne macht: neben der sorgfältigen Beobachtung die wissenschaftliche *Vergleichung*, neben der befriedigenden Darstellung des *Thatsächlichen* das unermüdliche Suchen nach dem *Ursächlichen*, nach dem inneren kausalen oder historischen Zusammenhang der Dinge und Handlungen. So kam es denn, dass Forsters Werk von den bedeutendsten Zeitgenossen anerkannt und benutzt wurde.

Blumenbach z. B., der unmittelbar nach Forsters Rückkehr durch Lichtenberg in London bei diesem mündliche Erkundigungen einziehen liess, wurde durch Forsters Be-

richt zur Annahme seiner fünften Menschenrasse, der sogen. malayischen, bestimmt. Er sagt (II. Aufl. p. 52): illos, qui archipelagum pacificum inhabitant, J. Reinh. Forster iterum in binas dividit tribus und folgt dann vollständig dieser Einteilung mit Angabe der physischen und psychischen Merkmale.

Auch Kant scheint, durch Forster angeregt, über das Problem nach dem Woher der Bewohner des Südseearchipels nachgedacht zu haben; er gibt gelegentlich [1]) als Gründe für die Herkunft der Polynesier von den Malayen und nicht von den Amerikanern den kräftigeren Bartwuchs und das Vorkommen einer Art Lehensregierung an. Die Papuas, meint er, könnten von der Insel Madagaskar stammen. [2])

Wie erklärt sich nun diese auffallende Erscheinung, dass ein vorher ziemlich unbekannter Mann, der seinem Beruf nach Geistlicher, seiner Neigung nach Naturforscher war, auf einmal so vielen Männern vom Fache den Vorsprung abgewann?

War es bloss die treffliche Beobachtungsgabe, die auf einer 3jährigen Reise um die Welt ein reiches, günstiges Feld zur Bethätigung im Sinne physikalischer und anthropologischer Forschung fand, war es bloss die gründliche vielseitige Vorbildung, mit welcher ausgerüstet er seine Reise antrat, oder der Aufenthalt in dem, was Anthropologie und Sociologie betrifft, damals wie heute hervorragenden England, was den Verfasser der „philosophischen Bemerkungen vom Menschengeschlechte“ zum unmittelbarsten und würdigsten Vorläufer des Autors der „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ machte? [3])

Wir meinen, mehr als all dieses war es der Geist der „Humanität“, der unseren Reisenden [4]) beseelte, der seinen innersten Sinn öffnete für glückliche Beobachtung der Werde-

[1]) W. W. VI p. 320.

[2]) W. W. VI p. 381 cf. die neueren Hypothesen über „Lemurien.“

[3]) (was in den späteren Abschnitten 7—10, welche nicht direkt in den Kreis der obigen Darstellung gezogen werden konnten, fast in noch höherem Grade hervortritt.)

[4]) Bemerkenswert in dieser Richtung ist schon eine Stelle in der Einleitung su seinem Werke: „Meine grosse Reise verschaffte mir die

bedingungen und Werdeperioden des Menschengeschlechts, der ihn, — wie Herder es verstand und verlangte — fähig machte, „sich in die Zeitalter, in die Himmelsgegend, in die ganze Geschichte *hineinzufühlen.*“ [1])

Es war jener Geist der Humanität, [2]) der die hervorragendsten Männer jener Zeit erfüllte, der sie in den Stand setzte, neben grossartiger eigener Produktivität die Geisteserzeugnisse aller Völker zu würdigen, welchen Herder mit den begeisterten Worten feierte: „Ich wünschte, dass ich in das Wort „Humanität“ alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feineren Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe; denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unserer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedrückt lebt!“

Wäre es nicht auch für unsere Zeit, welche an Erforschung des Einzelnen so gewaltige Fortschritte gemacht, welche jene oben angeführten „unbekannten“ Teile der Erde fast vollständig erschlossen hat, eine würdige Aufgabe, anknüpfend an jene ähnlichen Bestrebungen gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts, unter solchen (humanen und idealen) Gesichtspunkten eine *Geschichte* des *Menschen*geschlechts auf *geographischer Grundlage*, eine *Anthropogeographie* zu liefern? Solche humane und ideale Gesichtspunkte, wie sie einen Forster und Herder leiteten, sind allerdings — neben strenger wissenschaftlicher Objektivität — ein *unabweisbares* „praktisches Postulat“. Denn ohne einen

---

Gelegenheit unsere Mitbrüder auf den verschiedenen Stufen zu betrachten, welche zwischen dem elendesten Wilden, der sich nur um einen Grad über die tierische Natur erhebt, und zwischen dem gesitteten Bewohner der Societäts- und freundschaftlichen Eilande, mitten inne liegen und beide mit einander verbinden. Diesem erhabensten und wichtigsten Teile der Naturgeschichte habe ich viele Zeit gewidmet.“

1) cf. Haym, Herders Leben I p. 544.

2) So schreibt Heyne an Herder (cf. Einleitung zu den Ideen p. 32) „dass überall sanfte Gefühle der *Menschheit* durchleuchten, und dass Sie kein Geschlecht seiner Abkunft wegen zum Elend verdammen, gewinnt Ihnen jeden Leser.“

gewissen „gläubigen“ *Optimismus* und *Idealismus*, vom Standpunkt der Empirie, des kühlen forschenden Verstandes aus erscheint die Geschichte des Menschengeschlechtes als ein trübes, unentwirrbares Chaos, wo neben *einigen* festen Gesetzen ein blinder Zufall, neben *einigen* edlen Motiven Selbstsucht und Willkür, neben wenigen vernünftigen Erwägungen ein unsicherer Instinkt, dumpfe Triebe und masslose, sich selbst vernichtende Leidenschaften zu herrschen scheinen.

Ein Beispiel, zu welcher Auffassung der Geschichte des Menschengeschlechtes die *rein empirische* Betrachtungsweise notwendig führen muss, giebt uns eine Stelle aus dem wiederholt erwähnten Aufsatze über die Menschenrassen von 1838 (Deutsche Vierteljahrsschrift 1838): „Welche Nacht, welcher Jammer ruht und ruhte von jeher auf der grossen Masse der Menschheit! Millionen treten ans Licht in Elend oder Dürftigkeit, durchlaufen stumpfsinnig die notwendige Bahn von der Wiege zum Grabe, ohne Gedanken an die Vergangenheit ihres Volkes oder Geschlechts, ohne Ahnung einer besseren Zukunft, und sterben dahin mit keinem anderen Gefühl, als dass der Boden, der sie gebar, sie wieder verschlingt.

Wir sehen im Schosse anderer Rassen Völker, die nach so und soviel Schritten auf dem Pfade, der nach unserer Vorstellung zum grossen Ziele der Menschheit führt, bange stehen geblieben oder trostlos zurückgeeilt waren. Und neben und unter ihnen treiben sich seit uralters Stämme umher, unseres Wissens ewig unberührt von jenem Contagium geschichtlicher Entwickelung, das die Völker in Gährung emporreisst, *sie gross* und *am Ende noch elender macht*, als sie zuvor gewesen.“

In jenem Zeitalter der Humanität war eine teleologisch-optimistische Weltanschauung der lichtblaue, sternbesäte Hintergrund, auf welchem z. B. Herder das Gemälde des Wissens seiner Zeit vom Menschen [1]) auftrug und der hier

[1]) Göthe erwartete von dem 2. Teile der „Ideen:“ Herder werde gewiss den schönen Traumwunsch der Menschheit, dass es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben.

Dass auch zu seiner Zeit skeptisch-pessimistische Anschauungen nicht fehlten, berührt Herder in folgender Stelle der Vorrede: „Wie

und dort bald mehr bald weniger durchschimmert; in der Gegenwart wird ein solches Gemälde auf dem weissen, farblosen Hintergrund der kausal-empirischen Weltbetrachtung aufgetragen, welches der Darstellung zwar keine subjektiv beeinflussenden, aber auch keine das Gemüt anziehenden, warmen Farben verleiht und höchstens in das unbestimmte helle Grau des Utilitarismus oder gar in das dunklere des Pessimismus übergeht.

Wird sich wohl in einem solchen Zeitalter, bei derartig veränderter wissenschaftlicher Methode ein „glaubensstarker" Mann finden, der Philosoph und Forscher zugleich trotz tausend und abertausend trüber Einzelerfahrungen, trotz unzähliger warnender Stimmen von aussen und innen dennoch Kühnheit, Vertrauen und Freudigkeit genug besitzt, um eine Geschichte der Menschheit zu schreiben, die, aufgerichtet auf geographisch-ethnologischer Grundlage, in immer stolzeren und kühneren Zügen hinaufführt zu dem mehr *geglaubten* als *geschauten* Ziele der stetigen, unaufhaltsamen Vervollkommnung des Menschengeschlechts? —

Ein derartiges Werk würde nicht nur dazu dienen, unsere *Erkenntnis* vom Menschengeschlechte und seiner Entwicklung zu erweitern, sondern zugleich in vielen Gemütern den vielfach erschütterten, zu opferwilligem Ertragen und mutigem Handeln begeisternden *Glauben an den Fortschritt* in der Menschengeschichte zu stärken oder wiederherzustellen vermögen

viele sind, die, weil sie keinen Plan sehen, es geradezu leugnen, dass irgend ein Plan sei, oder die wenigstens mit scheuem Zittern daran denken und zweifelnd glauben und glaubend zweifeln? Sie wehren sich mit Macht, das menschliche Geschlecht nicht als einen Ameishaufen zu betrachten, wo der Fuss eines Stärkeren den ganzen Haufen ohne Spur fortführen und den leeren Platz einer anderen fleissigen Zunft überlassen wird, die auch so fortgeführt werden wird, ohne dass eine Spur bleibe. Der stolze Mensch wehret sich, sein Geschlecht als eine solche Brut der Erde und als einen Raub der Alles zerstörenden Verwesung zu betrachten."

Er selbst hält jedoch an seinem optimistischen Idealismus fest; er wünscht „so glücklich zu sein, nur *einem* seiner Leser etwas von dem süssen Eindruck mitzuteilen, den er über die ewige *Weisheit und Güte* des unerforschten Schöpfers in seinen Werken mit einem Zutrauen empfunden habe, dem er keinen Namen wisse."

Wer solches unternähme, würde dabei gar häufig den Spuren von Vorgängern aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begegnen, unter anderen auch denjenigen *Kants*, der in seinen beiden geschichtsphilosophischen Aufsätzen („Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" 1784 W. W. VII a 315—36 und „mutmasslicher Anfang der Menschengeschichte" 1786 W. VII a 363—84). trotz mancher Neigung zum Skepticismus, mit derselben moralischen Kraft, welche ihn auf den Trümmern des durch vernichtende Kritik niedergeschmetterten metaphysischen Dogmatismus das erhabene Gebäude eines kategorischen Sittengesetzes aufzuführen trieb, den Glauben an die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes hochhielt, am deutlichsten in folgenden Schlussgedanken zu den „Ideen zu einer allgemeinen Geschichte" (cf. den Schluss zum: „Mutmasslichen Anfang der Menschengeschichte."): „Indem man beobachtet, wie durch das Gute, welches die bürgerliche Verfassung und deren Gesetze, sowie die Staatsverhältnisse enthielten, Völker *emporgehoben*, durch das Fehlerhafte aber gestürzt wurden, so jedoch, dass immer ein Keim der Aufklärung übrig blieb, der, durch jede Revolution mehr entwickelt, eine folgende noch höhere Stufe der Verbesserung vorbereitete, so wird eine *tröstende Aussicht* in die Zukunft eröffnet werden, wie die *Menschengattung* in weiter Ferne endlich *doch* zu dem Zustande sich emporarbeitet, in welchem alle Keime, welche die Natur in sie legte, entwickelt und ihre *Bestimmung* auf Erden erfüllt werden kann. Eine solche *Rechtfertigung* der Natur, oder besser der Vorsehung, ist kein unwichtiger *Beweggrund*, einen *besonderen* Gesichtspunkt der *Weltbetrachtung* zu wählen; denn indem wir *verzweifeln*, jemals in der Geschichte des menschlichen Geschlechts eine vollendete, vernünftige Absicht anzutreffen, werden wir dahin geführt, sie nur in einer anderen Welt *zu hoffen*."

Vita.

Am 11. September 1860 zu Memmingen in Bayern geboren, absolvierte ich im August 1880 das Gymnasium St. Anna in Augsburg und wandte mich dann, zunächst als stud. theol., hierauf als Studierender der Philosophie und Geschichte an die Universität Leipzig (WS 1880 bis SS 1882 incl.).

Wenn ich jener herrlichen Jahre des geistigen Werdens gedenke, wo es mir vergönnt war, unter der anregenden Leitung hervorragender Lehrer und Gelehrten in Erkenntnis und Wissen von Stufe zu Stufe fortzuschreiten, so fühle ich mich aufs tiefste verpflichtet, jenen Förderern meiner geistigen Entwicklung an dieser Stelle den geziemenden Dank auszusprechen; insbesondere den Herren Professoren Dr. *von Noorden,* Geh. Hofrath Dr. *Heinze,* Geheimrat Dr. *Roscher* und Dr. *W. Wundt.*

Von der Universität Leipzig begab ich mich, um mich zu der Hauptprüfung für das Lehramt in der deutschen Sprache, Geschichte und Geographie vorzubereiten, nach München, wo ich an der technischen Hochschule zwei Semester, insbesondere Literaturgeschichte und Geographie bei den Herren Prof. Dr. *W. Herz* und Dr. *Fr. Ratzel* mit bleibendem Gewinn hörte.

Nach wohlbestandenem Examen besuchte ich noch die Universitäten München (WS 1883/84) und Tübingen (SS 1884).

Von den Herren Professoren, die mir in der zweiten Hälfte meiner Studienzeit zu hören vergönnt war, habe ich mit besonders dankbarer Verehrung an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. *Ratzel* zu gedenken, nicht nur weil er während dreier Semester durch die mannigfachen Anknüpfungspunkte, welche seine Behandlung der Geographie mit Philosophie und Geschichte bot, mich aufs anregendste in diese Wissenschaft einführte, sondern auch weil er über die Studienzeit hinaus mit gütigem Wohlwollen meine wissenschaftlichen

Bestrebungen förderte. So wies mich Herr Prof. *Ratzel* auf die noch wenig behandelte Geschichte der Anthropogeographie und damit auf dasjenige Gebiet hin, dem die vorliegende Arbeit entsprang.

Um dieselbe auszuführen, begab ich mich im Herbst 1885 noch einmal auf ein Semester an die mir so teuer gewordene Universität Leipzig, wo ich das Glück hatte, durch Herrn Prof. Dr. *Freiherr von Richthofen* sowohl für meine geographischen Studien im allgemeinen durch Vorlesung und Kolloquien, als auch für vorliegende Arbeit reiche wohlwollende Förderung zu empfangen.

Ihm sowie allen meinen sehr verehrten Lehrern werde ich stets ein treues, dankbares Andenken bewahren.

LEIPZIG, den 17. Februar 1886.

J. Unold.

DIETZ'SCHE HOFBUCHDRUCKEREI. COBURG.